

Wohin ich gehöre

SO VIEL WELT ^{MA}CHT MÜDE



THEMEN

Einblicke: Deutschlands
schönste Frau Ü50

»Wir hatten uns noch so viel
vorgenommen«

Ein »Barmbeker Jung«:
Stefan Gwildis

Von wegen
nicht dazugehören!

Mein Lieblingsort: Lüneburg
Salz und Rote Rosen

Hamburger Kostbarkeiten:
Hamburgs Münzkabinett

PFLEGEN&WOHNEN HAMBURG
»Zuhause in guten Händen«
Vom Alltag in unseren Häusern

Wiedergelesen:
Maria Beig »Rabenkrächzen«

Rückblick: Hamburger
Öffentliche Bücherhallen

Cartoon: Marundes
»Bilder aus der Heimat«



motto
des jahres
menschen
länder
abenteuer

Kooperieren

Delfine lieben Teamwork, denn das führt langfristig zu besseren Ergebnissen als das Streben nach dem eigenen Vorteil.

Flexibel bleiben

Durch ihre körperliche und geistige Beweglichkeit reagieren Delfine schnell und präzise auf Veränderungen.

Gewinnen

Delfine gewinnen gerne – doch nicht aus der Motivation heraus, andere verlieren zu lassen.

Elegant handeln

Delfine bevorzugen einfache, effektive Lösungen, von denen alle Beteiligten profitieren.

Bedürfnisse erkennen

Delfine sind hoch entwickelt. Sie können Gefühle wahrnehmen und Empathie empfinden.

Von Delfinen lernen

Delfine und ihre Fähigkeiten dienen uns als Leitbild. Gemeinsam mit der PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG GmbH erarbeiten wir innovative Versorgungskonzepte und setzen diese partnerschaftlich um. Dabei sind wir äußerst flexibel und stets auf der Suche nach neuen, intelligenten Lösungen und Alternativen im Sinne unserer gemeinsamen Kunden und Bewohner.

NICOLAI
VITAL RESORT
Beweglichkeit ist unser Rezept



REHATECHNIK HOME CARE REHA-SONDERBAU
ORTHOPÄDIETECHNIK SANITÄTSHAUS HYGIENE/DESINFEKTION

www.nicolai-vr.de • 040 8537700



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der finkenaulelf,



sicherlich haben Sie sich auch schon einmal die Frage gestellt: Gehöre ich da hin? In diesen Kreis, in dem ich mich nicht so recht wohl fühle? In diese Stadt, die mir auch nach Jahren fremd und unnahbar erscheint? Zu dieser Partei, die sich in ihrem Profil so sehr von dem entfernt hat, was mir einmal so wichtig war? Zu dieser Kirche, die mit Reformen nicht recht vorankommt?

Wo gehöre ich hin? Wo fühle ich mich zugehörig? Zu diesem Unternehmen, jetzt wo es nicht mehr städtisch ist, sondern privat geführt wird? Zu meiner Familie, die inzwischen in Übersee lebt und die ich nur alle Jahre mal sehe? Zu diesem Verein, in dem jeder erwartet, dass andere etwas tun? Zu diesem Berufsstand, der in der Öffentlichkeit schlecht dasteht und über den die Gesellschaft doch gar nicht so richtig Bescheid weiß?

Unser Schwerpunktthema in diesem Heft heißt »Wohin ich gehöre«. Dort, wo ich mich zugehörig fühle, empfinde ich Angenommen-sein, Identität, vielleicht ein Zuhause.

Macht nicht die Zugehörigkeit einen Teil des menschlichen Lebensglücks aus? Geht uns Zugehörigkeit, das Interesse daran und das Gefühl dafür in unserer Gesellschaft im Zeitalter der globalen Möglichkeiten zunehmend verloren? Warum möchte ich dazugehören?

Im vorliegenden Heft haben wir viele Fragen gestellt und versucht, Vorschläge zu finden. »Wer nicht weiß, wo er herkommt, weiß nicht, wohin er gehört.« So muss sich Kaspar Hauser gefühlt haben. Wir wollen, dass Sie sich besser fühlen und für sich sagen können: Da gehöre ich hin. Also, begeben Sie sich mit uns in diesem Heft auf die Suche nach der noch vorhandenen Sozialkompetenz in unserer Gesellschaft und der Zugehörigkeit. Einem Kreis, werden Sie dabei feststellen, gehören Sie in jedem Fall an: Sie gehören zu den Lesern unseres Magazins!

Herzlichst

Johannes F. Kamm | Geschäftsführer



Wohin ich gehöre: mit beiden Beinen in den Taihu-See in China. Hier gründelt ein Fischer sozusagen »im Schneckentempo« mit einem Kescher nach Flussschnecken, einer sehr begehrten Delikatesse. Auf dem legendären Chong'an-Nachtmarkt in der nahen Millionenstadt Wuxi zählen die Flussschnecken zu den Favoriten unter den regionalen Spezialitäten. In den Imbissständen werden diese mit Heilkräutern gewürzt.





INHALT

- 3** Editorial
- 6** Einblicke
- 12** Wohin ich gehöre –
Bedenke, nichts ist von Dauer
- 18** Sprichwörtlich
- 20** Ein »Barmbeker Jung« –
Stefan Gwildis
- 26** Von wegen nicht dazu-
gehören!
- 28** Mein Lieblingsort: Salz und
Rote Rosen – Lüneburg
- 32** PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
Ortsbesichtigung: Neustart
im Lutherpark | Sammelsuri-
um: Neues aus den Häusern |
Vier Fragen zum Thema Pflege
an Johannes F. Kamm | Tages-
protokoll aus dem besonderen
Dementenbereich | Heimseel-
sorge | Eröffnung: Praxis ohne
Grenzen | Horn: Man kennt
sich – Leben unter Freunden
- 52** Ein Ort in Hamburg:
Pottkieker – Kochen und Essen
in guter Gesellschaft
- 58** Wir sind mit unserem Leben
sehr zufrieden
12 Fragen an Frau Faehsa
- 61** Neu: Raten und gewinnen
- 62** Wiedergelesen:
Maria Beig »Rabenkrächzen«
- 68** Rückblick: Die Hamburger
Öffentlichen Bücherhallen
- 70** Hamburger Kostbarkeiten:
Aus der Münzsammlung
des Hamburgmuseums
- 72** Marunde-Cartoon:
Bilder aus der Heimat
- 74** Vorschau:
Ist das schon so lange her?
- 75** PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
Adressen | Bildnachweis |
Impressum



Monika strahlt – und genießt. Ein Jahr lang darf sie sich nun Deutschlands schönste Frau über 50 nennen. Der Modelvertrag bringt sie auf Bühnen und vor Kameras. Sie repräsentiert eine Generation, die hochattraktiv ist



Mitten im Leben: Welch ein Glück, es muss nicht immer eine Wespentaille sein. Als im Dezember letzten Jahres die aktuelle »Miss 50plus Germany 2014« gekürt wird, sind blasse, flachbrüstige Hungerhaken unter den Teilnehmerinnen die Ausnahme. Denn es geht auch ohne: Die 52-jährige Siegerin Monika Römer-Emich hat nicht nur mit ihrer Schönheit, sondern auch mit ihrem Charme, ihrer Ausstrahlung und ihrer Klugheit fasziniert. Alles Dinge, die man in jedem Alter gut gebrauchen kann, die einem aber erst mit wachsender Lebenserfahrung – fast »en passant« – zufallen. Ausstrahlung kommt von innen, nicht von einer imposanten Oberweite oder schrägen Frisur. Wer das weiß, ist bei sich angekommen (sic!) und hat sich von Erwartungshaltungen seiner Umwelt befreit. Wohin die tolle Lady R.-E. gehört? Auf jeden Fall nicht in den überkandidelten GNTM-Zirkus. Nein, sie gehört in die Welt der Erwachsenen, die wissen, dass sich das Glück nicht von glitzernden High Heels und raffinierten Schminktippis beeindrucken lässt. Und das Schönste: Die Zahl derer, die dem Kinderkram entwachsen sind, nimmt zu. Wohin wir gehören? Zu uns, bald zur Mehrheit.

Deutschlands schönste Frau Ü50



Wohin ich gehöre? Auf keinen Fall in die Massentierhaltung und nicht allzu oft auf den Teller



Ach, warum ist das Leben so kompliziert? Auf der einen Seite liefere ich Jahr um Jahr tonnenweise Fleisch zum Verzehr (jeder Deutsche isst jährlich im Schnitt 39 Kilogramm Schweinefleisch!), auf der anderen Seite werde ich immer wieder in den Dreck gezogen. Begriffe wie zum Beispiel »Schweinegrippe«, »Pistensau« oder »Sauklaue« sind eindeutig negativ. Andererseits werde ich aus Marzipan gern als »Glücksschwein« verschenkt oder aus Porzellan als »Sparschwein« geschätzt. Auch mein reizender Kollege »Renschwein Rudi Rüssel«, dessen Faszination selbst nach 20 Jahren ungebrochen ist, hat viel zum Aufbessern unseres Images getan. Im Fernen Osten weiß man es schon lange: Das chinesische Horoskop charakterisiert die im Jahr des Schweins Geborenen als gesellig, freundlich und hilfsbereit. Natürlich auch eigenwillig – eben wie Rudi Rüssel. Und der zeigt denn auch, wohin wir Borstenviecher eigentlich gehören: in die Herzen der Menschen. Sogar George Clooney, der schönste Mann der Welt, war lange Zeit einem meiner Artgenossen verfallen, seinem geliebten Hausschwein Max – da konnten langbeinige, teuer duftende Models nicht gegenanstinken.

Mein idealer Lebenszweck...



»Alles nach deinem Geschmack. Was gibt es Besseres als einen frisch gegrillten Burger? Höchstens einen frisch gegrillten Burger zum Sparpreis. Nur frisch gegrillt schmeckt wie frisch gegrillt.« Wir sind hungrig, aber nicht doof!



Tischkultur ade! Mobilität ist Trumpf. Wir trinken unterwegs («Coffee to go»), wir telefonieren mit Stöpseln im Ohr im Gehen, wir surfen, während wir eine Straße überqueren, im Internet – wen wundert’s da, dass wir auch immer öfter im Schnell-Imbiss essen? Am besten noch neben einer Tankstelle, denn tanken mussten wir sowieso, und wenn wir schon mal hier sind ... Früher war Auswärts-Essen noch etwas Besonderes, auf das man sich richtig freute – eben weil es nichts Alltägliches war. Heute bleibt die Küche (zu Hause) immer öfter kalt, die wenigsten jungen Leute können noch kochen (da nützt offenbar auch die wachsende Zahl an TV-Kochsendungen nichts). Stattdessen trifft man sich bei McDonald’s oder Burger King, labt sich an fettigen Pommes frites oder quietsch-süßen Milch-Shakes und wundert sich, dass die Hose bei der letzten Wäsche schon wieder eingelaufen ist. Aber das nehmen wir in Kauf. Denn hier ist man nicht allein. Wenn wir uns hier aufhalten, sind wir umgeben von Gleichgesinnten. Alle machen sich mit Inbrunst über das Fast-Food-Angebot her. Kein Platz für ein schlechtes Gewissen. Wir gehören dazu.

Der Mensch ist, was er isst

BEDENKE, NICHTS IST ●●●●●●●●●●

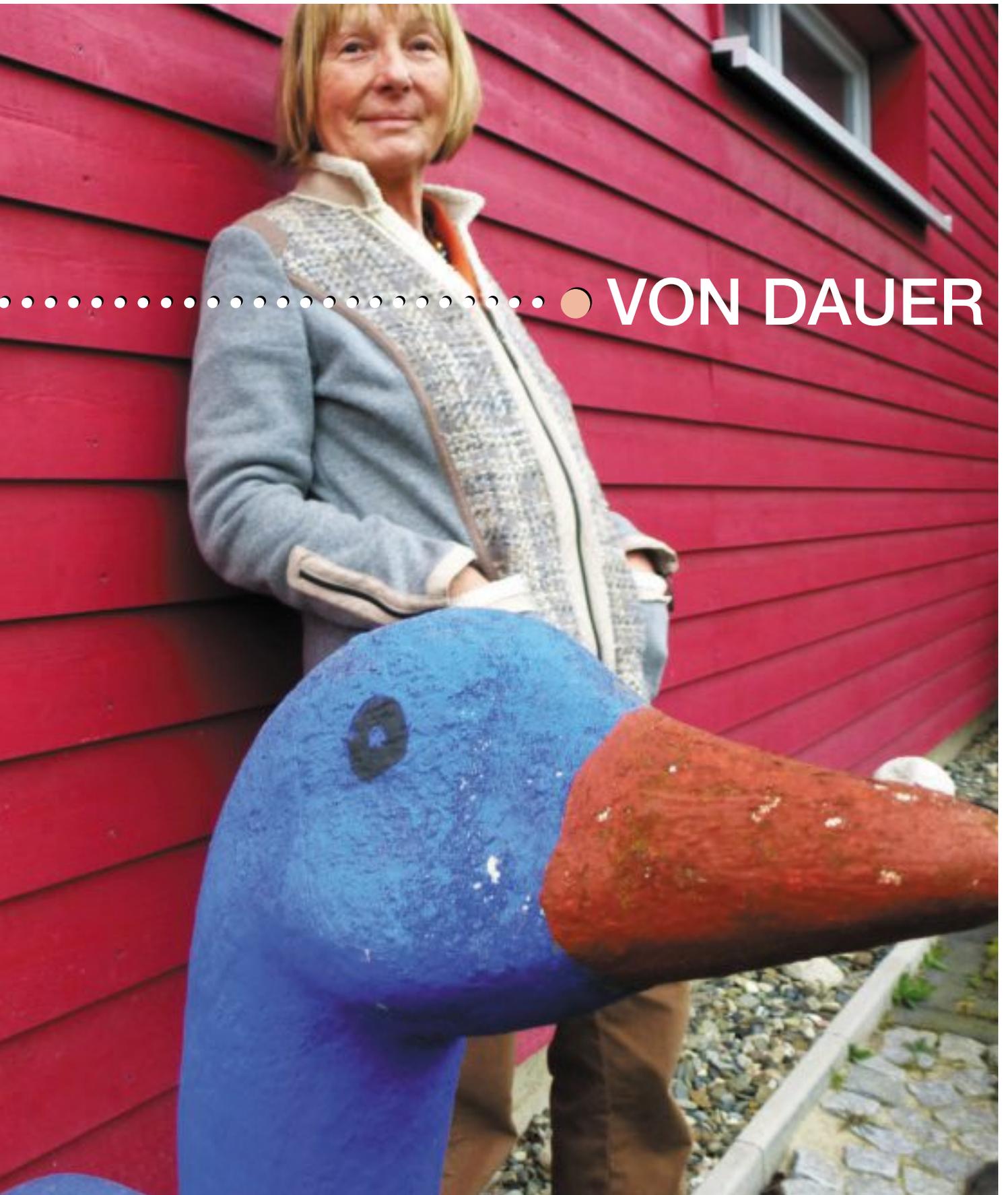
Ellen B. Becker

»Wir hatten uns noch so viel
vorgenommen«

► Viele andere Mitschülerinnen in der 10. Klasse des Helene-Lange-Gymnasiums in Eimsbüttel hatten ebenfalls den Vornamen Brigitte bekommen. Also nannte man sie in Anlehnung an ihren Nachnamen Ellen. Riefen Freundinnen bei ihnen zu Hause an, so nahm der Vater den Hörer des einzigen, stattlich großen Telefonapparat auf seinem Schreibtisch ab und antwortete: »Eine Ellen haben wir hier nicht!«

Familiäre Wurzeln | Ellens Vater war Physiker und arbeitete freiberuflich auch als Erfinder von Nivelliergeräten. Aus München kommend, hatte er eine Professorenstelle an der FH Berliner Tor angetreten, mit vier Kindern wollte die Familie versorgt sein. Im Ruhestand war er ehrenamtlich für den Erfinderverband tätig. Ihre Mutter war Hauswirtschaftslehrerin und zugleich als Sekretärin des Vaters im Einsatz – die klassische Rolle der Ehe- und Hausfrau war umsonst. Als sie schon längst Seniorin war, arbeitete sie viele Jahre ehrenamtlich in der Seniorenbetreuung des DRK. Als sogenannte Trümmerfrau mit kurzer Berufstätigkeit vor der Ehe hatte sie eine Rente von sage und schreibe 150 Euro! Leider hat Ellens Vater kein Mittel gegen Demenz erfunden, er starb 93-jährig nach langer Zeit der Hilflosigkeit im Jahr 2010, ihre Mutter 2006 mit 84 Jahren.





VON DAUER



»Die Nähe zu den Eltern ist nicht einfach, doch bringt man sich beidseitig gern mal ein Süppchen rüber...«
Ferne und Nähe wie bei einem Gummiband

2006: die Trauerfeier, Freunde trösten

Der dramatische Einschnitt | Haus- und Ehemann Uwe war erst seit zwei Jahren im Ruhestand, Haus und Garten samt Teich und einem Hausschwein hielten ihn »auf Trab«, Besorgungen und Einkäufe waren seine weiteren Aufgaben. Mit frischen Zutaten vom Wochenmarkt wollten beide abends kochen. Uwe, eigentlich gesund, war nicht wohl, er legte sich aufs Sofa – und starb den Herztod, sozusagen in den Armen seiner Frau. Mein Gott, welch ein Schock! Nach dem Auszug der beiden Töchter waren im Haus Veränderungen vorgenommen worden, eine neue Küche, zudem ein neuer Bodenbelag aus Kork in allen Zimmern des Hauses. Und nach zwei Jahren, die Ellen B. noch im Schuldienst tätig sein würde, hatten Ellen und ihr Mann kleine Touren in der Region und weite Reisen geplant. Jetzt, im Jahr 2006, musste stattdessen plötzlich die Trauerfeier vorbereitet werden, nachdem Uwe zwei Tage im Hause aufgebahrt war – so konnte es Ellen B. aus ihrer süddeutschen Heimat. Auch der Vater ihres Mannes hat viel zu jung an Jahren den plötzlichen Herztod erlitten.



Von München aus nach Hamburg in den Norden (v. l.): Ellen mit ihrer Mutter 1947, mit ihrer Schwester 1950, in ihrer Grundschulklasse 1954, erstes Weihnachten in Ehestorf 1963

Drei Generationen unter einem Dach | Ellen B. und Uwe wohnten damals mit den beiden Töchtern in Ehestorf am Rande Hamburgs, seit 1979 Wand an Wand und Garten an Garten mit Ellens Eltern – mehr Familie war kaum möglich. Drei Generationen waren friedlich unter einem Dach vereint, die Trennung des Alltags und die Wahrung aller Eigenständigkeiten machten diesen Zustand trotz der räumlichen Nähe möglich. Für die Kinder war dies ein geradezu paradiesischer Zustand. Uwe war in guter Position ganze 45 Jahre in ein- und demselben Unternehmen tätig, Ellen B. übte ihre Tätigkeit u. a. als Kunstlehrerin in einer nahegelegenen Gesamtschule aus. Im Garten gab es Hühner,

»Du kannst die Uhr danach stellen, bei den netten
Männern kommt garantiert 'ne Frau um die Ecke«
Die Töchter würden einen Partner begrüßen



ein kleines Treibhaus und einen riesigen Baum, die Nachbarn waren zumeist sehr angenehm, man teilte Interessen, etwa hinsichtlich der Volkszählung, und lud sich gegenseitig ein. Wohin sie gehörte? Natürlich in die Familie mit den Eltern und Großeltern, zu jener Zeit war für diese Frage an diesem Ort kein Platz. Und auch Uwe, als kleiner Junge mit seiner Familie 1945 aus Westpreußen geflüchtet und dann zunächst in Lüchow im Wendland sesshaft geworden, war genau dort angekommen, wo er hinwollte: in einer ganzen und vor allen Dingen heilen Familienwelt.

Engagiert und mitten im Leben | Für Ellen B. war die Nähe zur Natur ebenso wichtig wie die zur Kultur. In ihrem Kunstunterricht war sie unglaublich stark engagiert, sie wollte aus ihren Schülern gute Menschen und kritische Bürger »machen«. Das »darstellende Spiel« – eine Besonderheit in ihrem Fach – war einer der Gründe für eine gewisse Narrenfreiheit innerhalb des Kollegiums, es erleichterte den besonderen Zugang zu den Schülern. Die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl am 26. April 1986 war für Familie Becker der Anlass, sich noch weit mehr als in früheren Jahren für die Erhaltung der Umwelt einzusetzen. Bio



Das erste Haus in Maschen während der Renovierung 1973, Figurentheater im Stadtteilprojekt 1986,
ein stolzer Uwe als Gärtner ca. 2003 in Ehestorf im Garten, daneben der schöne Wintergarten

und Öko fanden in Ehestorf ab sofort beim Einkauf und auf dem Teller statt. Gesund und frisch statt viel und billig. Die Sorge um die Umwelt und die Zukunft der Kinder wurde zur politischen Überzeugung gegenüber immer mehr Wachstum auf Kosten der Bürger – eben auch eine Haltung des zivilen Widerstands. Und dank der Schule, Ellens Arbeitsplatz, blieben ihr die Nähe zur Jugend und die Möglichkeit zum Austausch, zur Kritik und Diskussion stets erhalten. Das Gymnasium Süderelbe war somit auch ein probates Mittel gegen das Alter mit seinen sich einschleichenden Gewohnheiten, es war aber auch ein guter und lebendiger Ort nach dem plötzlichen Verlust des Ehemannes und den zu-



Tausendmal gehört, hundertmal gelesen,
genau so oft dazu genickt und immer wieder vergessen:
Genieße jeden neuen Tag des Lebens

nehmenden Altersbeschwerden der Eltern. Das Paradies, es war einmal ... Der Vater musste mittlerweile rund um die Uhr versorgt und betreut werden. Was tun, bei noch längerer Zeit der Berufstätigkeit? Vor Jahren noch nicht üblich, kam eine sehr sympathische Rumänin namens Maria ins Haus, sie wohnte dort wie ein Familienmitglied. Sie war ein Segen und wurde nicht nur wegen ihrer betreuenden Fähigkeiten sehr ins Herz geschlossen. Nach dem Tod des Vaters war das Heim so gut wie leer, das einstige Sechs-Personen-Haus entpuppte sich jetzt plötzlich als eine viel zu geräumige und unbeseelte Bleibe mit Wintergarten, Teich und Grünflächen.

Wohin will ich gehören? | Nachdem Ellen pensioniert war, stellte sich die Frage, wie der Auszug und der Verkauf des Hauses möglichst zügig ablaufen könnte. Die Tage, aber erst recht die Nächte in dem leeren Haus waren nicht zu ertragen. Also standen zur Auswahl: Hamburg als richtige Stadt mit Kultur, Buxtehude als lebenswerte Kleinstadt mit der Nähe zur Elbe und zum Alten Land oder die Familie der älteren Tochter im Neubaugebiet in Harsefeld zwischen Stade und Buxtehude. Das Haus in Ehestorf wurde verkauft. Der neue



Gute Freunde und Familie (v.l.): Radrallye im Wendland zu Uwes 50. Geburtstag, die Töchter Julia und Sarah 1991, Felix, erster Enkel und Urenkel, 2005 mit Eltern, Groß- und Urgroßeltern, Pflegecrew für den 91-jährigen Vater 2008

Besitzer hat entgegen der Absprache kaum etwas von der Bausubstanz erhalten und auch die mächtige Rotbuche gefällt, die immer schon ein vollwertiges Familienmitglied war. Aber jetzt war der wichtigste Schritt in den neuen Lebensabschnitt vollzogen. Und: War es wirklich so neu, zur Tochter ins Haus zu ziehen wie vor Jahrzehnten ins Haus der Eltern? Auch für Ellen B. Becker scheint zu gelten, dass man genauso alt wird, wie man eben auch immer gelebt hat. Ein Familienmensch fühlt sich nicht wohl allein auf der Etage mit der relativen Anonymität, eben solches gilt auch für den engen Balkon, der selbstredend keinen Garten – und sei er auch noch so klein – ersetzen könnte.

Wohin ich gehöre?
In die Gegenwart inmitten des Lebens –
Jeden Tag neu



Aber Ellens Gedankenkarussell dreht sich: Bin ich bei der Tochter nicht vielleicht nur zum Kinderhüten im Haus, und fühle ich mich nicht besonders dann, wenn die Jüngeren Besuch bekommen oder richtig feiern, als »altes Eisen«? Gemeinschaft ergibt sich eben nicht zufällig, man muss sich absprechen, anpassen und arrangieren. Zudem gibt es einen Hund, der auch auf dem Lande an der Leine seine Runden drehen möchte, und das eben nicht zwischen parkenden Autos. Und dann ist da noch etwas Wesentliches: nämlich die beiden Enkelkinder aufwachsen zu sehen und sie zu begleiten in ihr Leben, dieses Mal nicht als Lehrerin, sondern als überzeugte und bekennende Großmutter. Es gibt hier in Harsefeld nur wenig Platz in dem ökologisch vernünftig geplanten Anbau, zwei kleine Zimmer, das eine mit offener Küche und allen erinnerungswürdigen Gegenständen an der Wand sowie auf und in den Schränken. Es reicht und ist gemütlich.

Mobilität ist wichtig | Für etwas Abwechslung und Tapetenwechsel steht ein kleiner Wagen vor der Tür, insgesamt sind es für die Bewohner des Hauses drei Fahrzeuge. So ist das in Siedlungen, die – weil außerhalb gelegen – noch finanzierbaren Baugrund anbieten und nur über eine spärliche Infrastruktur verfügen. Das Fahrradfahren kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass fast alle Einkäufe und Unternehmungen mit dem Auto gemacht werden müssen. Lebensmittel in Supermärkten gibt es hier wie überall, die Harsefelder Lichtspiele im Ort sind allerdings etwas Besonderes. Es ist ein mehrfach ausgezeichnetes Programm kino mit 150 Plätzen, mit Lämpchen und Knopf zur Bestellung von Getränken in jeder Sitzreihe. Dieses Kino muss der Filmfreund kennen ... ein echtes Kino mit Herz! Ellen B. hat sich ihres früheren Engagement erinnert: Zum einen nimmt sie teil am »Internationalen Frauenfrühstück« und gibt in Buxtehude einmal wöchentlich Deutschunterricht für Migrantinnen, mehr noch gilt ihr Interesse und Handeln dem »Arbeitskreis Asyl« in Harsefeld. Es gibt eine regelmäßige Sprechstunde in den Asylunterkünften, gemeinsam wurden bereits eigenhändig die Wohnungen renoviert. Hier wird in Zukunft der Schwerpunkt ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit liegen.

Der Wunsch, nicht ohne Partner zu sein, ist jenseits von Ehrenamt und familiärer Anbindung ein widersprüchliches Thema bzw. Ansinnen. Noch mal eine Bindung eingehen und wieder für den Mann die Sachen wegräumen? Noch mal verlieben wie damals vor 50 Jahren geht wohl nicht. Was geht dann? Zusammensein ohne großartige Fassade, kein Kräfteressen und kein überflüssiges Gerangel um Nichtigkeiten. Da sein, den Tag leben, Sorgen teilen und Entscheidungen gemeinsam abwägen – Gelassenheit und Vertrauen. Ellen B. könnte sich das vorstellen: »Wenn das richtig passt...« – Wohin ich gehöre? ... Schau'n wir mal! [PA]



WOHIN ICH GEHÖRE?

SPRICHWÖRTLICH

MIT EINER KINDHEIT VOLL LIEBE KANN MAN EIN GANZES LEBEN LANG AUSHALTEN
Jean Paul

WAS WIR IM GARTEN SUCHE, IST DIE GEGENWELT. DER SCHÖNSTE ORT AUF ERDEN. EIN ZAUN GEHÖRT DRUM,
ALLENFALLS EIN TÜRCHEN IST ERLAUBT. DIESER ORT KANN ÜBERALL SEIN. MANCHMAL IST ER NUR IM KOPF
Susanne Mayer

IN DEN WÄLDERN SIND DINGE, ÜBER DIE NACHZUDENKEN MAN JAHRELANG IM MOOS LIEGEN KÖNNTE
Franz Kafka

EINE KATZE KANN DAS HEIMKOMMEN IN EIN LEERES HAUS IN EIN NACH-HAUSE-KOMMEN VERWANDELN
Pam Brown

MAILAND ODER MADRID – HAUPTSACHE ITALIEN
Andreas Möller

WO MENSCHEN GUT UND GERECHT MITEINANDER UMGEHEN UND NACH GOTTES WILLEN FRAGEN, BIN ICH ZU HAUSE
Die Bibel / Salomon

WÜSSTE ICH GENAU,
WIE DIES BLATT AUS SEINEM
ZWEIGE HERAUSKAM,
SCHWIEG ICH AUF EWIGE ZEIT STILL:
DENN ICH WÜSSTE GENUG
Hugo von Hofmannsthal

JUNGE, KOMM BALD WIEDER, BALD WIEDER NACH HAUS,
JUNGE, FAHR NIE WIEDER, NIE WIEDER HINAUS.
ICH MACH MIR SORGEN, SORGEN UM DICH, DENK AUCH AN MORGEN,
DENK AUCH AN MICH
Freddy Quinn

ICH WÜNSCHE
WELTBÜRGER ZU SEIN,
ALLEN ZU GEHÖREN, ODER
BESSER NOCH NICHTBÜRGER
BEI ALLEN ZU SEIN. MÖCHTE
ICH DOCH DAS GLÜCK HABEN,
IN DIE BÜRGERLISTE DER
HIMMLISCHEN STADT
INGETRAGEN ZU WERDEN!
DENN DAHIN STREBE ICH
Erasmus von Rotterdam

HEIMAT IST IMMER ETWAS VERLORENES, EINE SEHNSUCHT, DIE SICH NIE ERFÜLLEN LÄSST
Edgar Reitz

ES IST VOM ÜBEL, WENN DER MENSCH NICHT DA IST, WOHIN ER GEHÖRT. UND ICH GEHÖRE NICHT IN DIE STADT
Paula Modersohn-Becker

WO DU WEG WILLST, WENN DU ÄLTER WIRST, UND ZURÜCK WILLST, WENN DU ALT BIST – DAS IST »HEIMAT«
Deutsches Sprichwort

NICHT DA IST MAN DAHEIM, WO MAN SEINEN WOHNSITZ HAT, SONDERN WO MAN VERSTANDEN WIRD
Christian Morgenstern

DIE JUGEND HAT HEIMWEH NACH DER ZUKUNFT
Jean-Paul Sartre

DEINE HEIMAT IST DAS MEER
DEINE FREUNDE SIND DIE STERNE
ÜBER RIO UND SHANGHAI
ÜBER BALI UND HAWAII
DEINE LIEBE IST DEIN SCHIFF
DEINE SEHNSUCHT IST DIE FERNE
UND NUR IHNEN BIST DU TREU –
EIN LEBEN LANG
Lolita

ICH BIN NATÜRLICH EIN BAYER GEBLIEBEN, AUCH ALS BISCHOF VON ROM
Benedikt XVI.

O, WELCHE ZAUBER LIEGEN IN DIESEM KLEINEN WORT: DAHEIM
Emanuel Geibel

JE KAPUTTER DIE WELT DRAUSSEN, DESTO HEILER MUSS SIE ZU HAUSE SEIN
Reinhard Mey

HEIMAT FÄLLT EINEM
NICHT IN DEN SCHOSS,
SONDERN WILL
ERKÄMPFT SEIN
Toni Morrison

EIN HAUS WIRD GEBAUT, ABER EIN ZUHAUSE WIRD GEFORMT
Hazrat Inayat Khan

ICH WEISS NICHT, ZU WEM ICH GEHÖRE / ICH BIN DOCH ZU SCHADE FÜR EINEN ALLEIN.
WENN ICH JETZT GRAD HIER TREUE SCHWÖRE,
WIRD WIEDER EIN ANDERER GANZ UNGLÜCKLICH SEIN
Marlene Dietrich

ICH DRÜCKE
MEIN GESICHT AN
SEINE DUNKLE, WARME
RINDE UND SPÜRE HEIMAT –
UND BIN SO UNSÄGLICH
DANKBAR IN DIESEM
AUGENBLICK
Sophie Scholl



Ein »Barmbeker Jung«

STEFAN GWILDIS

Stefan Gwildis, Jahrgang 1958, ist ein echter »Barmbeker Jung«. Geboren in der damaligen Frauenklinik Finkenau, verlebte er seine Kindheit in Barmbek Süd. Sein kabarettistisches und musikalisches Talent konnte er im väterlichen Reifenhandel nicht ausleben. Er ließ das Geschäft hinter sich, schlug sich mit Jobs und Straßenmusik durch, gründete das Duo »Aprillfrisch«, trommelte mit Christian Richthofen und wurde so zu einem bekannten und erfolgreichen Musiker. Dabei bildete der Jazz immer den Grundsound, mal mit kabarettistischen Elementen, mal als eher gefühligere Soul.

finkenau|elf: Sie sind in der damaligen Frauenklinik Finkenau geboren – haben Ihre Eltern auch in der Nähe gewohnt?

Stefan Gwildis: Ja, ich bin in Barmbek Süd aufgewachsen – das war damals das »Beverly Hills« von Barmbek!

Wie darf ich das verstehen?

Die »noble Luft«, die Alsternähe, die sich da schon bemerkbar macht – aber andererseits ist es eben auch Barmbek, der alte Arbeiterstadtteil. »Beverly Hills« ist ja nur der Versuch, sich das schönzureden.

Ihr Vater war Reifenhändler, die Firma Gwildis war ja auch bekannt. Warum gibt es die nicht mehr?

Als mein Vater starb, habe ich das Tor zugeschoben und die Firma abgewickelt. Ich habe mich damit schwergetan, das einfach so zu beenden, ich war ja von Kindesbeinen an mit dabei. Aber wenn ich nur den Namen verkauft hätte, dann hätte Gwildis draufgestanden wo kein Gwildis mehr drin war. Das ist nicht unsere Art.

Sind sie als Kind mit einem Gummigeruch in der Nase aufgewachsen?

Ja, auf jeden Fall! Ich habe das von Kindesbeinen an mit gelernt, hab da mitgearbeitet, die Jungs mit ausgebildet ...

Und doch war es immer Ihr Wunsch, Musik zu machen?

Ja. Ich war so 12, 13, da wurde mir dieser Wunsch ganz deutlich. Ich wollte was mit Musik zu tun haben, das war mir ganz wichtig.

Was haben Sie damals gehört?

Alles bunt gemixt, aber ganz voran waren es Platten, die bei uns zu Hause im Schrank standen, hauptsächlich Giveaways von der Firma Goodyear: schwarze amerikanische Musik. Mein Vater hatte früher bei Goodyear gearbeitet. Er war ein großer Fan von Sammy Davis jr. Meine Mutter hatte Platten von Hildegard Knef und Knut Kiesewetter, das lief auch oft bei uns. Und ich habe, als ich 14, 15, 16 war, alles querbeet gehört, auch viel Klassik und das ist heute auch noch so. Wenn mich ein Musikstück packt

Ein Naturtalent als Sänger und als Entertainer gleichermaßen: Auf seinen Konzerten gelingt Stefan Gwildis innerhalb kürzester Zeit der Schulterschluss mit seinem Publikum



und ich das Gefühl habe, das nimmt mich mit auf eine Reise, dann ist das gute Musik. Ich höre im Moment ganz viel Ennio Morricone, wie reichhaltig dieses Musik ist! Wie viel Klask da mit drin ist, wie viel Strawinsky man da raushört, oder Ravel oder Fauré!

Damals sind wir viel an den Küsten unterwegs gewesen, Hallig Langoeneß, Föhr, Amrum, Sylt, und da bin ich in Kontakt mit den Naturgewalten gekommen. Hier im Norden, wenn man diesen Wind spürt, das Meer, das ist eine Power, die man sonst nicht so kennt – das hat Musik in mir erzeugt. In solchen Momenten habe ich gemerkt, ich will damit mein Leben verbringen, das war ein sehr tiefer Wunsch. Und heute, als 55-Jähriger, kann ich sagen, das hat sich erfüllt und das ist großartig! Heute kann ich mit den tollsten Musikern der Welt musizieren – als »Ungelerner«! Dafür bin ich sehr dankbar, das weiß ich sehr zu schätzen.

Hat Ihre Familie eigentlich den Wunsch unterstützt, Musik zu machen, Theater zu spielen?

Nö. Als ich 17 war, bin ich zu Hause ausgezogen. Es gibt so einen Punkt, wo man als junger Mensch merkt, jetzt gibt es nichts mehr zu bereden mit den Eltern.

Aber Sie haben dann später doch wieder miteinander gesprochen?

Ja, klar.

Nach Ihrem Auszug von zu Hause haben Sie Straßenmusik gemacht. Was haben Sie da gespielt?

Das war geprägt von deutscher Jazzmusik. Zum Beispiel Sachen von den Comedian Harmonists, das war ja überhaupt die größte Boygroup des letzten Jahrhunderts. Rolf Claussen und ich haben auch Lieder von Hildegard Knef und diese absurd-komi-

schen Sachen von Peter Igelhoff nachgesungen. Das kam gut an, in Wandsbek, in der Mönckebergstraße, an der Alster. Zumal wir 'ne kleine Show draus gemacht haben, mit selbst gebastelten Instrumenten. Ich habe damals in einem Teelager gearbeitet und hab von da eine Teekiste mitgenommen und daraus einen Bass gebaut. Mit einem festen Hals, darauf eine Wäscheleine gespannt, klang super das Ding! Und diese Teekisten sind ja an den Kanten immer mit Stanniol ausgeschlagen, das klang dann fast wie eine Snaredrum.

Sie haben aber auch Theater gespielt?

Ja, ich war drei Jahre beim Thalia Theater und habe das Staatstheater kennengelernt. Da waren ja tolle Regisseure, tolle Stücke, Boy Gobert war damals der Intendant. Und wahnsinnig gute Schauspieler: Peter Striebeck unter anderem, Ingrid Andree, Ralf Schermuly. Aber als ich da wegging, da war ich so Anfang 20 und hab gedacht, nee, das möchte ich anders machen, so toll wie das auch war. Es gab da am Theater manchmal auch eine unglaubliche Langeweile.

War das die Zeit von Aprillfrisch?

Genau. Das kam danach.

Sie haben in den folgenden Jahren einen ganz schön weiten Bogen gespannt – von Straßenmusik und Theater über Aprillfrisch hin zu Soul und Jazz. Ist Jazz das verbindende Element?

Ja, genau. Jazz und Soul – das ist ja eine musikalische Gangart, die man gar nicht so genau auseinanderkriegt. **Sie werden meist als sehr norddeutsch, sehr Hamburg-verbunden wahrgenommen.**

Bin ich auch.

Werden Sie auch in München goutiert?



Oh doch, und wie, wir haben gerade gespielt in München! Mit der Bigband vor 800 Leuten. Ich habe mich wahnsinnig gefreut, dass wir diese Tour mit der NDR-Bigband machen können.

Gehen Sie gern auf Tournee?

Ja. Ich bin zwar nicht gern von zu Hause weg, aber um rauszukriegen, ob das funktioniert, was man sich ausgedacht hat, gibt es nichts Besseres. Ich bin auch gern mit den Musikern unterwegs. Ich habe meine Stiefenkelnin mitgenommen, die studiert hier an der Hochschule für Bildende Künste, am Lerchenfeld. Sie wollte gern die Musiker zeichnen, während des Musizierens. Das fand ich cool. Sie hat wunderbare Zeichnungen gemacht, Momentaufnahmen, während des Musizierens, bei Proben, auf dem Bahnsteig, sie hat die alle toll eingefangen.

Wo treten Sie am liebsten auf?

In Hamburg im Stadtpark. Das ist immer sensationell. Da ist viel Platz

für viele Menschen, auch für die Kinder. Wir machen immer Familienkonzerte, das heißt, bis zum Alter von 12 ist der Eintritt frei, und wir fangen um 17 Uhr an. Karsten Jahnke meinte, das hätten sie früher immer so gemacht, und da hab ich gesagt, dann lass uns das doch wieder so machen! Den Kindern macht das auch einen Riesenspaß. Aber auch in kleinen Sälen zu spielen, macht mir Spaß, wir haben vor Kurzem hier im Lustspielhaus an der Ludolfstraße gespielt, da war ich nur mit einem Pianisten, mit Toby Neumann, nur ein Flügel und ein Mikrofon – oder in Worpswede, da haben wir in einem kleineren Saal sogar mit der Bigband gespielt – das war eng, lief aber wunderbar!

Die Verbindung zu Norddeutschland, zu Hamburg – was bedeutet das für Sie, was ist da entscheidend?

Die Sprache. Dieser Hamburger Singesang ist da ganz wichtig. Schon in

Hannover klingt das ganz anders. Als ich neulich hier aus dem Flugzeug stieg, rief einer: »Holgä, wirf dochma die Tasche rübä«, da dachte ich nur: Geil, ich bin wieder zu Hause. Heimat ist Sprache. Diese Art von Verstehen und wissen, man braucht nicht so viel zu reden.

Lässt sich Heimat auch an Sinneseindrücken festmachen, die man aus der Kindheit mit rüberrettet? Zum Beispiel von der Sonne gewärmtes Straßenpflaster, als Kind hängt man da ja dichter mit der Nase drüber.

Oder auch, wie 'ne Straße riecht, im Sommer nach dem Regen. Das ist auch Hamburg. Oder der Geruch vom Hafen. Mein Vater, mein Bruder und ich, wir sind sonntags öfters mal zum Hafen gefahren, haben Fischbrötchen gegessen, auf einem Poller gehockt, direkt vorm Dock 10. Und Schiffe geguckt und die Schnauze gehalten. Das ist so eine Hamburger

Auch auf seinem neuesten Album »Das mit dem Glücklichein« trifft Gwildis wieder den Nerv der Zeit – und bei seinen Fans mitten ins Herz

Meditationsform: Poller hocken, Schiffe gucken, Schnauze halten. Viele aus unserer Familie haben im Hafen gearbeitet, ich auch. Habe am Schuppen 52 Katzenfelle und Hustenbonbons verladen, wo jetzt die Museumsschiffe liegen und Events stattfinden.

Allein von der Straßenmusik konnten Sie also nicht leben?

Nein. Ich war als Theologiestudent eingeschrieben, habe aber schnell gemerkt, dass das eher nichts für mich war. Aber als Student konnte ich in die Jobberhöhle, im Uni-Hauptgebäude, wo den Studenten Tagesjobs angeboten wurden. Da wurden die Jobs nach Nummern verlost. Man wusste aber nie, wie viele Jobs es gab und was es war. Manchmal gab es super Jobs, und manchmal war es einfach nur Mist. Von daher weiß ich es sehr zu schätzen, heute auf eine Bühne zu gehen, wo schon jemand das Mikrofon aufgebaut hat, und draußen steht ein Teller mit Häppchen. Ich weiß aber auch, wie man das selber macht. Es ist gut, wenn man da langsam reinwächst.

Haben Sie jetzt einen anderen Blick auf die Welt als mit Mitte 20? Wie haben Sie sich verändert?

Je älter man wird, desto mehr hat man ja das Gefühl, dass man jung geblieben ist, dass man sich kaum verändert hat. Ich hab immer viel mit Kindern zu tun – in erster Ehe habe ich drei Kinder mit großgezogen, und jetzt bin ich Vater eines zehnjährigen Sohnes. Ich mag es, die Welt durch die Augen von Kindern zu erleben, und deren zum Teil entwaffnende Fragen. Das ist mir geblieben und auch der Spaß daran, Dinge umzudrehen und neu zu betrachten.

Sie haben auch auf der Bühne immer ungefähr die gleichen Menschen um sich herum, ist das so eine Art erweiterter Familienkreis?



Ja, das sieht man ja zum Beispiel schon an meiner Band, das sind seit 20 Jahren dieselben Musiker, Martin Langer, Achim Rafain und andere. Ich bin nicht so 'n Einzelkämpfer. Ich hab schon meine Vorstellungen, die möchte ich auch durchsetzen, aber dann gibt es auch ein Team, das eigene Ideen mitbringt.

Sie stellen sich also nicht auf die Bühne mit dem Gestus »Meine Gitarre und ich«?

Das ist nicht mein Ding. Ich hab das manchmal gemacht, aber ich finde die Dialogform am besten. Es ist ja letztendlich ein Dialog, ein Austausch von Energien. Ich bin immer mit mindestens einem Musiker auf der Bühne, um dann auch den musikalischen Dialog aufzunehmen. Auch den Dialog mit dem Publikum, diesen Austausch. Bei guten Konzerten ist das nicht anstrengend, das ist wie Urlaub. Wenn diese Energie zwischen mir und dem Publikum fließt, ist das großartig! Sie sind auch mit Christian von Richthofen in der Show »AutoAuto!« aufgetreten. In jeder Vorstellung wird trommelnd und perkussionierend ein Kadett zerlegt. Was überwiegt da, das Aggressive oder das Spielerische?

Das Spielerische, das steht für mich im Vordergrund. In erster Linie ging es darum, Musik zu machen. Auf einem Auto. Eigentlich ein ganz absurder Gedanke. Wenn ich mit Christian von Richthofen Auto gefahren bin, haben wir immer getrommelt, auf dem Lenkrad, dem Armaturenbrett, der Ablage und so. Die ganzen Sounds eines Autos erkundet. Irgendwann haben wir gesagt: Mensch, lass uns doch mal ein Auto auf die Bühne stellen und darauf Musik machen, den ganzen Abend. Nun komme ich aus der KFZ-Branche, da gab es ganz



Kirchhoff & Söhne

GETRÄNKEFACHGROSSHANDEL SEIT 1902

IHRE STARKEN PARTNER



FÜR ALLE EINRICHTUNGEN IM PFLEGEBEREICH

Einen waschechten Hamburger zieht es immer ans Wasser. Stefan Gwildis für sein Album
»Freihändig« in der Hafencity



viele Geschichten und dazu Christian, mit seiner unglaublichen Perkussionsfähigkeit. Und so haben wir ganz viele Szenen und Momente um das Auto herum aufgenommen. Zum Beispiel so ein perkussives Türöffnen und -schließen, mit den Scheibenwischern haben wir musiziert, mit den Scheiben selber! Wir haben auch so eine absurde Stauszene gemacht, ein Typ gerät in einen Stau, der dauert aber fünf Jahre. Der verbringt da seine Tage, kriegt so eine Art Feldpostadresse, schreibt sich mit seiner Frau und stellt irgendwann fest, dass der ADAC Stauberater, der immer mit seinem Motorrad hin- und herfährt, ein Verhältnis mit seiner Frau hat. Vorher hatte ich mit einem Psychologen über das Thema Stau gesprochen. Da werden ganz archaische Themen berührt. Es gibt eine ganze Menge Menschen, die jeden Tag im Stau stehen, und das auch gar nicht verändern möchten. Der Psychologe sagte mir, das hat damit zu tun, dass du im Auto eine Haltung wie ein Embryo hast. Dies leicht Gekrümmte, du stellst dir in deiner Höhle eine gemütliche Wärme ein, hörst Musik, kannst rausgucken – das ist eine total beschützte Situation.

Haben Sie in »Auto Auto!« auch Teile Ihrer Kindheit verarbeitet?

Auf jeden Fall! Sie werden es nicht glauben, aber es ist ein unglaubliches Vergnügen, eine Axt in ein Auto reinzutreiben. Es gab eine Stelle in dem Stück, da wollte ich aufs Dach steigen, glitschte aber immer wieder ab. Dann nahm ich 'ne Axt und machte mir einen Tritt da rein. Vier Schläge mit der Axt, und dann hatte ich da einen seitlichen Tritt zum Raufsteigen aufs Dach. Da war allen klar, jetzt geht's hier zur Sache. Wir hatten ja unseren Reifenhandel in der Süderstraße, direkt neben der Zulassungsstelle. Und wenn da Menschen mit dem Auto hinkamen, um sich eine neue TÜV-Plakette zu holen und stattdessen wurde ihnen das Auto stillgelegt, dann kamen die manchmal bei uns rein und hielten Vorträge – da war Adolf Hitler ein Waisenknabe dagegen. Wir haben die Situation aufgenommen, Adolf Hitler fährt zum TÜV und ihm wird das Auto stillgelegt. Und der dreht durch und hält eine flammende, absurde Rede. **Aber Sie sind etwas ruhiger geworden seitdem, oder?**

Seitdem ich diese »Eigentherapie« gemacht habe?

Vielleicht – Sie machen ja jetzt gefälligere, ruhigere Sachen.

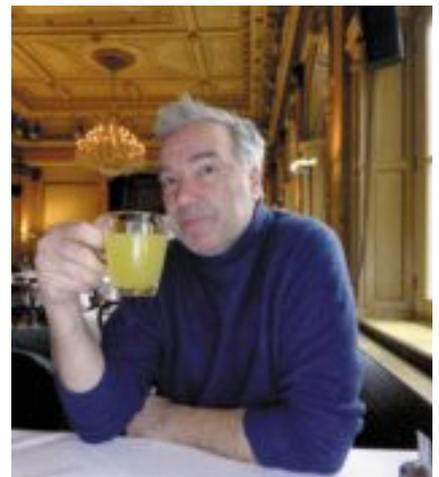
Ja, aber zu dem anderen gibt es auch immer wieder die Bereitschaft. Ich treffe mich gleich mit meinem alten Kumpel Rolf Claussen, und dann arbeiten wir wieder an einer neuen Show mit den »Söhnen Hamburgs«.

Dann ist Ihre nächste Tour mit den »Söhnen Hamburgs«?

Mal sehen, wir lassen uns da viel Zeit. Irgendwann im nächsten Jahr sind wir so weit. Jetzt erhole ich mich erst mal von der letzten Tour und erledige meine Korrespondenz.

Sie haben also kein externes Büro, machen alles selber?

Wenn man mal mit Reifen gehandelt hat, dann kann man auch 'ne Gage aushandeln. So kann ich mir aussuchen, wo und wie viel ich auftrete. Bei Kollegen, die ein Management haben, ist es häufig so, dass die für die nächsten drei Jahre ausgebucht sind. Ich weiß gar nicht, was dieses Jahr noch so bringt, und finde das gut. Das Management will mit dir Geld verdienen, die buchen dich durch. Ich kann dagegen sagen: Leute, vielen Dank, aber momentan ist es genug. [US]



Herr Gwildis, vielen Dank für das Interview.

Von wegen nicht dazugehören!

➤ Gotteshäuser – gleich welcher Glaubensrichtung – sind in der Regel großartige Räume der Kontemplation bzw. Museen ganz besonderer Art. Gehen Sie einfach hinein, und schauen Sie sich in Ruhe um. Sie werden sich wundern, wie viele Mitmenschen ebenfalls auf diese Idee kamen – allen Kirchenaustritten zum Trotz. Jeder mag einen anderen Grund haben, aber alle freuen sich über die Erhabenheit der Kunstschätze und die himmlische Stille.

Staunen bei freiem Eintritt



Mal wieder ans Meer

➤ Die Bayern mögen uns zwar bedauern, da es bei uns im Norden keine (richtigen) Berge gibt. Aber dafür haben wir das Meer – und das liegt quasi vor der Haustür. Wir können uns also kurzentschlossen auf den Weg machen und sind in Nullkommanix an der Ost- oder Nordsee. Zugegeben, gerade bei Sonnenschein und am Wochenende sind wir nicht die Einzigen (auch nicht auf der Autobahn oder im Zug nach Travemünde), aber der Tapeetenwechsel ist Balsam für die Seele.

➤ Wann waren Sie das letzte Mal im Theater? Das Fernsehprogramm, heutzutage auf riesigen Flat-Screens gezeigt, ersetzt mehr und mehr das früher übliche »Ausgehen«, auch den Kino- und Theaterbesuch. Es ist ja so herrlich bequem, sich auf dem Sofa berieseln zu lassen. Geben Sie sich einen Ruck, gehen Sie raus, nehmen Sie an einer kulturellen Veranstaltung teil, die auch andere interessiert. Das Gemeinschaftserlebnis wirkt mehr nach als ein dösiger TV-Abend zu Hause.

Ach ja, Theater oder Kino



Es muss nicht immer die megateure Kreuzfahrt mit der »Queen Mary« sein oder ein Besuch der Bayreuther Festspiele zu astronomischen Preisen: Auch mit »kleinen«, weniger spektakulären Beschäftigungen kann jede(r) in den Genuss der Teilhabe an der Gesellschaft kommen. Vieles, was buchstäblich vor unserer Nase liegt, nehmen wir im Alltag gar nicht mehr wahr – wir sehen nicht das Angebot in unserer unmittelbaren Umgebung, das Geschenk, das wir nur »auspacken« müssen. Was macht uns Spaß und trifft auf unser Interesse? Worauf haben wir Lust, wenn die Zeit es zulässt? Sie entscheiden. [SK]



Ein Ehrenamt probieren

➤ Es ist wissenschaftlich erwiesen: Wer Empathie empfindet und sich um andere kümmert, ist glücklicher als der eingefleischte Egoist. Also, nichts wie los: Was könnte mich interessieren? Besuchsdienst in einer Pflegeeinrichtung? Vorlesen im Kindergarten? Oder lieber eine Jugendgruppe im Fußball trainieren? Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, um sich auch als nicht mehr ganz junger Mensch aktiv in die Gesellschaft einzubringen.

➤ Werktags ist der Bär los. Aber am Wochenende herrscht in großen Teilen des Hafens überraschende Ruhe. Und gibt Raum für ungewöhnliche Einblicke, die der Fantasie freien Lauf lassen. Statt am Sonntag mit zahllosen sonnenbebrillten Hanseaten und Touristen um die Außenalster oder durch Övelgönne zu traben und überall Schlange um Eis und Bier zu stehen, ist ein Gang (oder auch eine Radtour) durch den Hamburger Hafen eine echte Alternative.



Zu Fuß durch den Hafen



Einfach mal vor die Tür

➤ Es gibt Dinge, die kommen in den Sommermonaten offenbar nie aus der Mode: Drachen steigen lassen, spazieren gehen, Eis essen, Baden gehen, auf der Bank sitzen und in die Sonne blinzeln, mit Kindern und Enkeln rund um das »Planschbecken« Sandburgen bauen, Boot fahren, Boule spielen, auf einer Decke liegen und lesen, sich an der Blumenpracht erfreuen – im Hamburger Stadtpark kommt jeder auf seine Kosten. Einzige Voraussetzung: die eigenen vier Wände verlassen.



Oben: Hamburgs schöne Schwester im Süden – ein toller Anblick aus der Luft.
Rechts: Das Lüneburger Hafenviertel erstreckt sich um den Stintmarkt (rechts) und den Fischmarkt.
Ganz rechts: Maïke Bollow spielt Tine Hedel und arbeitet in »Rote Rosen« als Modedesignerin



Mein Lieblingsort



Salz und Rote Rosen LÜNEBURG

► Einige Touristen und Einheimische werden sich noch daran erinnern, dass Lüneburg die historische Hanse- und Salzstadt genannt wurde. Der Salzstock begründete im Mittelalter den Reichtum der Stadt, davon zeugen bis heute die wunderschönen Fassaden der Giebelhäuser in der Altstadt. Nunmehr seit acht Jahren hat die ARD über 1700 Folgen von jeweils 45 Minuten der Serie »Rote Rosen« ausgestrahlt, und immer bilden ganz Lüneburg, Adendorf und Teile der Umgebung bis hin zur Elbe die malerische Kulisse für diese erfolgreiche Serie.

Die Besetzungen wechselten im Laufe der Jahre mit großer Vorsicht und Rücksicht auf die Stammzuschauer, geblieben und gewachsen ist der Anteil der »Rote Rosen-Fans«, die Lüneburg und die Studios in Scharen aufsuchen. So gibt es alle nur denkbaren Souvenirs zur Serie sowie eine »Rote Rosen-Stadtführung«, im Sommer sorgt der Fan-Tag mit den offenen Studio-Türen für hautnahe Begegnungen mit den Stars. Zu diesem persönlichen »Get Together« kann man mit Shuttlebussen zwischen dem Stadtfest und den Studios am Hafengelände pendeln. Das Fünf-Sterne-Hotel »Drei Könige«, Mittelpunkt vieler Handlungen, ist bereits genauso Wirklichkeit wie die aus dem 14. Jahrhundert stammende Kirche St. Johannis am Sande. Hotels richten die unterschiedlichsten Wochenend-Arrangements zu nicht eben günstigen Preisen aus – wer denkt noch daran, dass Lüneburg auf Salz gebaut ist?

Diese wunderbare Stadt ist auch ohne TV-Serie ein Juwel unter Norddeutschlands Attraktionen, nur wirkt sich der bereits über Jahre andauernde Touristenstrom auch wirtschaftlich ausgesprochen günstig aus, die Anzahl der Hotels belegen diesen Trend.

Man kann den klassischen Rundgang am Ochsenmarkt starten. Es folgen Klostergang, Auf der Altstadt, Obere Schranken, Große Bäckerstraße, Am Markt, An den Brodbänken, Am Berge, Bei der Johanniskirche, Ilmenaustraße, Lünertorstraße und Stintmarkt. Besonders sehenswert am Wegesrand: das Rathaus mit barocker Fassade samt Glockenspiel, ein Franziskanerkloster, die St. Michaelis-Kirche am Johann-Sebastian-Bach-Platz, die Café-Meile, die Alte Ratsapotheke, die Lüner Mühle und der Alte Kran.





Was aber ist denn nun so neu an Lüneburg? Zwischen alten Mauern gibt es einen neuen Sound, eine geradezu quirlige Atmosphäre, eine Leichtigkeit und Vitalität, wie sie durchaus mit Freiburg zu vergleichen ist. Lüneburg zeigt sich lebendiger denn je, es macht einfach Spaß, in der Stadt zu sein.

Seit dem Anstieg der Studentenzahlen in den 1980er-Jahren hat sich die Leuphana-Universität einen ganz hervorragenden Ruf erworben, mittlerweile liegt die Zahl bei gut 8000 Studenten. Neben den universitären Einrichtungen gibt es zwei Wohnheime und ein Wohnheim des Studentenwerks sowie eine Kindertagesstätte. Auf dem Uni-Campus gibt es ein Café sowie die Vamos-Kulturhalle, eine Fahrrad-Selbsthilfe-Werkstatt, den lokalen Radiosender ZuSa und ein Sportstudio mit einem Fußballplatz. Studenten organisieren seit Jahren u. a. das Lunatic-Festival, ein Musikfestival.

Man merkt es in der Stadt: Sie ist jünger geworden. Vor Jahren noch bemerkte Inge Meysel, Lüneburg sei weit vor Hamburg ihr Favorit als Einkaufsstadt. Heute hätte Frau Meysel Schwierigkeiten, denn das Angebot in den Einkaufsstraßen ist eindeutig jünger geworden. Am Samstagmorgen pulsiert das Leben in der Altstadt fast unabhängig von der Wetterlage. In der Schröderstraße

Historische Fassaden in der westlichen Lüneburger Altstadt, einstmals das Armenviertel der Stadt

Nirgendwo so stimmungsvoll: die Weihnachtsstadt mit dem Weihnachtsmarkt



Das prächtige Gebäude der Industrie- und Handelskammer





Das Lüneburger Rathaus gilt als größtes mittelalterliches Rathaus Norddeutschlands

und am Schrankenplatz stehen die Stühle der Cafés dicht an dicht, es ist laut, die Stimmung ist fröhlich und ausgelassen – sehen und gesehen werden. Der (übrigens auch am Mittwoch von 7 bis 13 Uhr geöffnete) Wochenmarkt liegt in der Nähe – eigentlich liegt in der Altstadt alles

»in der Nähe«. Es gibt hier ein erstklassiges Angebot mit Lebensmitteln aus der Region, manch selbst gemachte Marmelade ist eine Delikatesse. Blumenvielfalt, gebundene Kränze, Honig, Gewürze und seltene Sorten an Obst und Gemüse werden mit guter Laune und humorigen Schnacks an die Kundschaft »abgegeben«, jeweils vor als auch hinter dem Markt am Rathaus steht ein viel belagerter Imbisswagen mit Wurst und Pommes, auch das schmeckt hier offenbar besser. In den gut und geschmackvoll ausgebauten Hinterhöfen kann man einkaufen sitzen, trinken und Kleinigkeiten essen, überall ist es voller Besucher. Selbst in den Kirchen der Stadt ist man keineswegs von Ruhe umgeben. Orgelproben und Erzählungen von Stadtführern geben diesen Orten die weltliche Lebendigkeit. Dennoch spenden die Kirchen Kraft für den Moment und versprechen Beständigkeit – mitten in der Stadt. Zahlreiche Buchhandlungen machen sich entgegen dem Trend mit erlesener Auswahl im Schaufenster bemerkbar, und überall, aber wirklich überall gibt es Restaurants.

Mit einer Gaststättenkonzession (Restaurants, Cafés, Kneipen, Bistros, Dönerbuden usw.) reklamiert Lüneburg für sich die größte Kneipendichte Deutschlands. Viele der etwa 350 Gaststättenbetriebe liegen in der Altstadt um den Stintmarkt, am Markt, in der Heiligegeiststraße, der Schröderstraße und dem Platz Am Sande, zumeist in historischen Gebäuden.

Eine überhaupt nicht historische Kartoffelsuppe mit Rauchenden und Croûtons in der Löwenkopfterrine mit einem gezapften Kronen dunkel und dem Blick auf einen meterhohen hölzernen Tresen könnte entweder Beginn oder Abschluss eines Rundgangs sein. Mehr Lüneburg geht nicht. [PA]

Der hölzerne Alte Kran am Wasserviertel



»Auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land...«
Auch heute noch: Ruhe in der Natur





PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG

In Gemeinschaft leben. Seit 1619



**luther
park**
PFLEGEN & WOHNEN
aktuell

► NEUSTART

An unserem Standort am Lutherpark wird es einen Neustart geben! Die Einrichtung hat es in der Vergangenheit schwer gehabt, sich aufgrund ihrer Lage, der schwachen Verkehrsanbindung sowie der in die Jahre gekommenen Gebäude gegen die immer größer werdende Konkurrenz attraktiver Pflegeeinrichtungen zu behaupten. Jetzt wird leider das Grün vor unserer Haustür von unseren Nachbarn zugebaut, die die Fläche dringend für die Erfüllung ihrer öffentlichen Aufgaben benötigen. Trotzdem gehen wir gestärkt aus den Diskussionen der letzten Wochen hervor und werden mit einem neuen Standortkonzept antworten. Ein Konzept, an dem unsere tollen Mitarbeiter sowie alle betroffenen Interessengruppen mitwirken: Der Wohnbeirat, der Bezirkssenioresbeirat, die Luthergemeinde, unser Freundeskreis, die Verbraucherschutzorganisation Blickpunkt Pflege sowie die Sozialdezernentin für Altona sind unserer Einladung gefolgt, gemeinsam nach »neuen Ideen« zu suchen. Alles ist möglich, solange es passt und zukunftsfähig ist. Sogar der Name steht zur Disposition. Veränderungen von dieser Tragweite sind für uns eine willkommene Herausforderung: Wir wissen, wie man das macht!

Iss, was gar ist,
trink, was klar ist, red,
was wahr ist. *Martin Luther*



PFLEGEN & WOHNEN HAT ALLE BETEILIGTEN PARTEIEN AN EINEN TISCH GEBRACHT.

WIE GEHT ES JETZT WEITER AM LUTHERPARK?

► Mit viel Schwung, Tatendrang und einer neuen Konzeption. Aber ich möchte nicht vorgreifen. Ideen haben wir bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG bereits genügend. Gearbeitet aber wird im Team, zusammen mit Mitarbeitern, Interessenvertretern und mit der Stadt. Die besten Ideen sollen sich durchsetzen. Und die besten sollen die sein, welche die teilweise sehr unterschiedlichen Interessen insgesamt am ehesten berücksichtigen. Wir sind für vieles offen. Natürlich werden wir dem Anliegen unserer Bewohner Rechnung tragen, dass unser günstiges Angebot stationärer Pflege hier am Standort erhalten bleibt. Daneben haben wir als Unternehmen ein Interesse daran, dass alle weiteren verfügbaren Kapazitäten am Standort tatsächlich und angemessen genutzt werden, wollen auch unseren großartigen Mitarbeitern konkrete und verlässliche Perspektiven bieten. Und, das ist uns wichtig, es sollte im Rahmen des neuen Konzeptes ein »gewolltes Miteinander« geben. Am besten ein Miteinander der Generationen, so wie es in unserem Unternehmensmotto heißt: Jung und Alt gemeinsam. Generationen verbinden. Es gibt noch einiges »Grün« um uns herum, das wir mit einbeziehen und nutzen können. Die Stadt will behilflich sein, unsere HVV-Anbindung wenn irgendwie möglich zu erweitern. Auch unsere Nachbarn vor Ort werden wir einbeziehen. Vielleicht wird das alte Parkcafé noch eine Rolle spielen: als Baustellenkantine, als Entwicklungsprojekt, als Treffpunkt für Jung und Alt!

Das Verfahren und der begonnene Prozess sind ergebnisoffen. Wir haben einen erfahrenen Moderator, der uns im weiteren Verlauf begleitet. Zur Bearbeitung der Vergangenheit haben wir uns bereits Ende März zusammengefunden. Anfang April war die zweite Sitzung. Zwei Termine bis Mitte Mai haben wir geplant. Wir wollen unseren Mitarbeitern baldmöglichst die Sicherheit geben, wie es weitergeht. Sie haben es besonders verdient!

ORTSBESICHTIGUNG

DIE BEWOHNER WOLLEN BLEIBEN.

IST DER HEUTIGE STANDORT FÜR ZUKÜNFTIGE AUFGABEN GEEIGNET?

► Wir müssen differenzieren zwischen der Lage (dem Standort) und der Immobilie. Die Immobilie selbst ist unter konzeptionellen, technischen und energetischen Gesichtspunkten erheblich in die Jahre gekommen. Stationäre Pflege nach dem aktuellen Stand der fachlichen Erkenntnisse ist hier langfristig nicht zukunftsfähig. Moderne Wohngruppenkonzepte, wie sie heute zu Recht von den Anbietern gefordert werden, sind in den Häusern räumlich kaum umsetzbar. Auch die Gebäudeausstattung, die Grundrisse sowie der Gebäudezustand sind nicht wettbewerbsfähig. Gleiches gilt für die Höhe der Betriebskosten wie für den Umfang der notwendigen Instandhaltungen. Zuletzt haben wir durch die erhebliche Ausweitung der angrenzenden Bebauung das Grün vor dem Haus verloren, eines der wenigen großzügigen Alleinstellungsmerkmale. Bei zukünftigen Überlegungen gehen wir von einem Neubau der bestehenden Häuser aus. Nach dem heutigen Erkenntnisstand wird sich alles unter einem Dach befinden. Dies gilt auch für das Parkcafé. Darüber hinaus ist auch die Lage des Standortes nicht zukunftsfähig. Schon heute können wir viele Plätze am Lutherpark für pflegebedürftige Menschen nicht belegen, es fehlt aufgrund der Wettbewerbssituation die Nachfrage. Wer mit dem Auto kommt, fährt in eine holprige und oft schmutzige Sackgasse (am Ende befindet sich eine Kiesgrube), vorbei an Friedhof, Schrebergärten und wenigen alten Häusern, auf den Lärmschutzwall an der BAB 7 zu. Eine Erschließung, die heute in ihrer Anmutung keinem Vergleich standhält. Vor Ort fehlen Geschäfte, Cafés und Parkplätze. Hier wird sich in den kommenden Jahren voraussichtlich einiges ändern, sollte die Überhausung der Autobahn Wirklichkeit werden. Im Herbst sollen die Arbeiten beginnen. Die damit verbundene Weiterentwicklung des Gebietes, neue Straßen und zusätzliche neue Häuser und Wohnungen würden die Lage deutlich verbessern.





HIER BEI UNS: LUTHERPARK

... wir wissen, wie man damit umgeht

DIE MITARBEITER VON PFLEGEN & WOHNEN HABEN STARKE NERVEN BEWIESEN.

GIBT ES EIN KONZEPT FÜR DAS PERSONAL?

► Unsere Mitarbeitenden sind – ich bedauere dies außerordentlich – die Leidtragenden der aktuellen Situation. Zum einen können sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln kaum den Arbeitsplatz erreichen, da der Bus sehr selten fährt. Zum zweiten haben wir nicht genügend Parkplätze für Gäste und Mitarbeiter. Zuletzt ist auch das Arbeitsumfeld auf dem Gelände und in den Gebäuden wenig attraktiv. Aus diesen Gründen war es die letzten Jahre überdurchschnittlich schwierig, Mitarbeitende zu finden. Unser erstes Ziel ist es, alle am Standort wohnenden pflegebedürftigen Menschen angemessen zu betreuen und zu versorgen und das dafür notwendige Personal dort vorzuhalten. Daneben besteht ein Konzept, das den Wünschen und dem Entwicklungspotenzial des Mitarbeiters Rechnung tragen soll. So haben wir für viele Mitarbeitende berufliche Perspektiven in anderen Häusern geschaffen. Dort werden sie sehnsüchtig erwartet. Auch dort fehlen uns Fachkräfte und dies, aufgrund des anhaltenden Fachkräftemangels, bereits seit Jahren. Derzeit investieren wir mit Zeit, Ideen und Geld in teambildende Maßnahmen am Lutherpark, die vor allem die benachteiligte Situation ein wenig kompensieren sollen. Anerkennung und Wertschätzung sind das Mindeste und Wichtigste gegenüber den Mitarbeitenden. Unabhängig von dieser Situation beinhaltet unser unternehmensweites Personalkonzept zwei maßgebliche Richtungen: die gezielte Förderung der Weiterentwicklung fachlicher Kompetenzen (Spezialisierung) sowie die Entwicklung der generalistisch veranlagten Mitarbeiter zu Mitgliedern des Managements (Führungskräften). Bereits heute haben 80% unserer Mitarbeiter ihre Ausbildung im Unternehmen gemacht. Auch aktuell wird einer unserer Standorte mit 8 Mio. € Jahresumsatz von einer Direktorin geleitet, die vor Jahren ihren beruflichen Einstieg mit einer Altenpflegeausbildung bei uns begonnen hat. Welche Möglichkeiten!

DIE ÖFFENTLICHKEIT WAR ÜBER MEHRERE WOCHEN SEHR VERUNSICHERT.

KANN PFLEGEN & WOHNEN HIER AUFKLÄREN?

► Wir bedauern die Verunsicherung der Öffentlichkeit außerordentlich. Und auch wir haben leider mit Fehlern dazu beigetragen, u. a. mit Defiziten in der Kommunikation. Und wir waren unhöflich, wo wir Menschen aufgrund der vereinbarten Vertraulichkeit erst spät sagen konnten, welche Entscheidungen wir getroffen haben. Weit mehr verursacht aber wurde die Verunsicherung durch eine emotionalisierte und teilweise unsachgemäße Berichterstattung in den Medien. Wir haben während der letzten Monate ausschließlich einen gemeinsamen Weg mit der Politik gesucht und beschritten. Wir haben auch akzeptiert, dass die unterschiedlichen Interessen am Standort wie geplant nicht in Einklang zu bringen waren und die Politik von ursprünglichen Überlegungen Abstand nahm. Wir sind auch heute in guten und konstruktiven Gesprächen mit der Hamburger Politik, wie wir das im Übrigen auch vorher waren und in Zukunft sein werden. Wir fühlen uns als ehemalig öffentliches Unternehmen der Hamburger Politik bei der Wahrnehmung ihrer öffentlichen Aufgaben ein Stück weit verpflichtet, insbesondere dort, wo es um Lösungen für pflegebedürftige Menschen geht. Wir haben in den letzten Wochen erfahren müssen, wie leicht sich andere über uns in der Öffentlichkeit äußern, ohne von den Hintergründen unserer Entscheidungen zu wissen – ärgerlich für unsere Mitarbeiter, die sich trotz allem Ärger unermüdlich, warmherzig und professionell jeden Tag und jede Minute um die pflegebedürftigen Menschen am Lutherpark gekümmert haben, darunter auch große Kritiker unserer Entscheidungen. Wir haben dazugelernt.





Heiner Geißler zu Besuch bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG

- Am 23. Januar 2014 fand die traditionelle Jahreszielveranstaltung von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG statt. Auch dieses Jahr gab es einen Ehrengast:

Dr. Heiner Geißler diskutierte mit Johannes F. Kamm über die Frage, wie ein »sozial gerechtes Deutschland der Generationen« aussehen könnte. Im Anschluss standen unsere Führungskräfte im Mittelpunkt der Veranstaltung. Die Direktoren aller zwölf Einrichtungen, Bereichsleiter sowie Geschäftsführer Johannes F. Kamm gaben einen Ausblick auf die geplanten Entwicklungen im neuen Jahr und erläuterten den ca. 250 anwesenden Mitarbeitern die Zielsetzungen unseres Unternehmens für 2014.

Menschen – Länder – Abenteuer

- Unter dem Motto »Menschen – Länder – Abenteuer« stellt PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG dieses Jahr in allen Einrichtungen den interkulturellen Austausch in den Vordergrund. Zur Einstimmung fand am 26. Februar 2014 eine Podiumsdiskussion mit Amadeus von der Oelsnitz von Ärzte ohne Grenzen sowie dem prominenten Wüstenreisenden Michael Martin statt. Nach einem stimmungsvollen Einstieg durch die Sambagruppe »Brisas do Brasil« gewährten die beiden Redner den 300 anwesenden Gästen Einblicke in ihren Erfahrungsschatz weltweiter Reisen. Zur Unterstützung seiner wertvollen Arbeit überreichte Geschäftsführer Johannes F. Kamm zum Abschluss der Veranstaltung einen Spendenscheck über 1.000 EUR an Amadeus von der Oelsnitz. Diese sollen der Organisation Ärzte ohne Grenzen für Projekte zugutekommen.



Unser Team in Hannover

- Vom 25. bis 27. März 2014 war PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG mit einem gut besuchten Stand zu Gast auf der Messe »Altenpflege« in Hannover. Auf diesem wichtigen Branchentreffpunkt findet man alles, was für die Ausübung des Pflegeberufs wichtig ist: Hilfsmittel, technische Innovationen für Küche und Hauswirtschaft, Weiterbildungsangebote u. v. m. Wir waren mit einem großen Team aus Hamburg vor Ort und haben uns auch selbst umgesehen. Auf besonderes Interesse beim Publikum stieß unser gutes Angebot an Arbeits- und Ausbildungsplätzen.

Musizieren auf der Veeh-Harfe



- Zur Adventsfeier 2013 fand die Premiere statt: Sechs Bewohner von PFLEGEN & WOHNEN FARMSEN präsentierten ihr neu erworbenes Können auf der Veeh-Harfe gemeinsam mit Blockflötenschülern der Musikschule Bergstedt/Volksdorf. Anja Rothe, Lehrerin der Musikschule, hatte den Teilnehmern in einem zehnwöchigen Kurs die Veeh-Harfe nahegebracht. Das Besondere an diesem Instrument ist neben dem Wohlklang die leichte Erlernbarkeit. So war es auch für eine 95-jährige Bewohnerin eine große Freude, zum ersten Mal in ihrem Leben selbst musizieren zu können. Für das Spiel sind Notenkenntnisse im herkömmlichen Sinne nicht erforderlich.



Patenschaft mit der HSV-Jugendhandballmannschaft

► Seit einiger Zeit unterhalten die Häuser UHLENHORST und FINKENAU eine Patenschaft mit der Jugendhandballmannschaft des HSV Hamburg. PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG sponsort Trainingskleidung und Trikots, und im Gegenzug können die Bewohner z. B. Punktspiele des HSV Handball besuchen. Die jungen Handballer werden ihrerseits dazu ermutigt, Patenschaften für einzelne Bewohner zu übernehmen, sie zu besuchen, mit ihnen spazieren zu gehen u. Ä. Die Jugendlichen des HSV kommen auch zu Spiel- und Erzählmittagen oder erklären interessierten älteren Leuten den Umgang mit Handy und Internet. Bei gemeinsamen Spaziergängen ergibt sich jedoch oft ein Problem: Einige der älteren Damen und Herren sitzen in Rollstühlen und es ist gar nicht so einfach, mit diesen sicher durch die Flure, Gänge und über die Straße zu gelangen. Um den Umgang mit dem Rollstuhl zu erlernen, kam vor Kurzem ein knappes Dutzend Schüler der Jugendformation des HSV in die FINKENAU. Die Welt einmal aus der Perspektive des Rollstuhlfahrers zu erleben, war für die sportlichen jungen Menschen eine ganz ungewohnte Erfahrung. Kraft, Schwung und Behutsamkeit müssen in einem gut austarierten Verhältnis stehen, der im Rollstuhl Sitzende soll nicht jede Unebenheit spüren und darf natürlich erst recht nicht herausfallen. Nach einigen Übungsfahrten über den Bordstein vor dem Haus bewegte sich der kleine Zug über die große Kreuzung am Mundsburger Damm und hinein ins Einkaufszentrum Hamburger Meile. Nach einigen Runden durch Gänge und Geschäfte ging es wieder zurück in die FINKENAU. Die jungen Handballer hatten inzwischen viel Sicherheit im Umgang mit den Rollstühlen gewonnen, und so konnte Birgit Koops, die soziale Betreuerin des Hauses, guten Gewissens verkünden: »Rollstuhlführerschein bestanden!«



Kaffeestunde mit Jürgen Blin

► Der Name Jürgen Blin ist älteren Menschen eher ein Begriff als Jüngeren. In den 1960er- und 1970er-Jahren war der zeitweilige Europameister einer der profiliertesten deutschen Boxer. Am 7. April gab es aus Anlass der Wiederöffnung des Cafés Klönschnack bei PFLEGEN & WOHNEN HORN ein Wiedersehen mit dieser Hamburger Ikone des Boxsports. Zur Freude der Beteiligten saßen Jürgen Blin und seine Frau mitten unter den Bewohnerinnen und Bewohnern bei Kaffee

und Kuchen. Ein Film über den legendären Kampf gegen Muhammed Ali, 1971 in Zürich, weckte Erinnerungen und gab den Anstoß für viele Gespräche. Diesen Kampf bezeichnet Blin noch heute als »den Kampf meines Lebens«. Ali hatte damals zwar gerade zum ersten Mal einen Kampf gegen Joe Frazier verloren, galt aber immer noch als unbezwingbar. In Europa gab es damals keinen ebenbürtigen Gegner für ihn. Es gelang Jürgen Blin, dem wesentlich größeren und schwereren Ali einige Haken zu verpassen und insgesamt sieben Runden durchzuhalten, bevor er KO ging. Er setzte seine Karriere danach fort und wurde 1972 Europameister im Schwergewicht. Nach dem Karriereende betrieb er einen Imbiss am Berliner Tor und eine Kneipe in der U-Bahn-Unterführung Hauptbahnhof Süd. Nebenbei trainierte er angehende junge Boxer. Die Gäste im Café Klönschnack schwelgten gemeinsam mit dem Ex-Champion in Erinnerungen, fachsimpelten über einzelne Kämpfe und freuten sich über die Autogrammkarten.





Pflege in Deutschland fehlt heute und auf absehbare Zeit (noch mehr) das notwendige Fachpersonal.

Was braucht jeder, der sich für einen Beruf in der Pflege interessiert?

► Zuerst sollte er verstanden haben, worum es bei Pflege geht. Und das beginnt mit dem Interesse an Menschen. Wer kein Interesse an Menschen hat, kann und sollte nicht pflegen. Hinzu sollten der Wunsch und die Bereitschaft kommen, Verantwortung für andere zu übernehmen. Pflege ist keine beliebig austauschbare Ware oder Dienstleistung. Pflege hat viel Versorgungscharakter. Auch Disziplin und Selbstbeschränkung haben daher an dieser Stelle ihre besondere Bedeutung. Wichtig ist zudem die hohe menschliche Fähigkeit, Nähe zuzulassen und gleichzeitig den zum Selbsterhalt notwendigen Abstand zu wahren. Pflege kann andernfalls aufzehren. Teamfähigkeit ist ein bedeutsamer Punkt. Gute Pflege ist Ergebnis aus dem Zusammenspiel vieler, unterschiedlicher Akteure. Pflege ist Mannschaftssport. Fitness, Humor, eine gewisse Leichtigkeit sind weitere Voraussetzungen. Mit diesen Eigenschaften lässt sich auch ein körperlich und psychisch harter und belastender Job besser bewältigen. Das Interesse, sich weiterzuentwickeln, sollte ebenfalls da sein. Pflege ist ausgesprochen dynamisch und steht erst am Anfang der maßgeblichen Erkenntnisse über Altern, Demenz und psychosoziale Zusammenhänge. Und sicherlich ist auch Demut ein wichtiges Element: die Größe zu haben, zu erkennen und anzunehmen, wenn Maßnahmen nicht oder nicht mehr greifen oder unangebracht sind. Zu akzeptieren, dass das Wohl des anvertrauten Menschen nicht allein in unserer Hand, der Hand der Pflegenden liegt. Gute Pflege braucht Ethik. Zuletzt das Wissen, dass die Bestätigung für den gewählten Beruf nicht aus den Medien oder der Gesellschaft kommen wird. Diese muss sich der Pflegenden aus sich selbst heraus verschaffen. Hilfreich dabei kann sein, die gesellschaftliche Bedeutung dieser Arbeit zu erkennen und sich selbst als Teil davon zu begreifen.

Der demografische Wandel ist nicht mehr aufzuhalten.

Wird die wachsende Anzahl älterer Menschen Einfluss auf die Diskussion zum Thema Pflege haben?

► Ich hoffe und wünsche es mir von Herzen. Die traditionelle Pflege kommt ja aus der Fürsorge für den Menschen. PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG hat 1619 gestartet mit einem sozialen Angebot für Menschen, die infolge des beginnenden Dreißigjährigen Kriegs entwurzelt und aus der Bahn geworfen wurden. Damals sicher noch ohne jede Mitsprache des Bedürftigen. Es gab das, was der Anbieter hatte und für richtig hielt. Dieses Verständnis hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts massiv gewandelt zu mehr Transparenz und »Empfängerautonomie«. Heute gilt in der Pflege der Grundsatz, über die Biografie des alten Menschen herauszufinden, was sein mutmaßlicher Wille ist, was ihm guttut und was er gerne mag. Natürlich sind wir im Alltag auch heute nicht völlig frei von Bevormundungstendenzen durch pflegende Mitarbeiter, aber diese sind in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen. Gleichzeitig beobachten wir, wie in der Öffentlichkeit immer mehr Ältere den Mut finden, für die Sichtweisen und Anliegen alter Menschen Stellung zu beziehen, und das Thema in den Medien mehr und mehr Einzug hält. Das ist gut so. Von wem könnten wir mehr über das Alter erfahren als von den alten Menschen? Ich denke, moderne Überlegungen zur Pflege beinhalten zwingend die aktive Miteinbeziehung alter Menschen bei der Entwicklung veränderter oder neuer Versorgungsformen und Dienstleistungen. Dabei hat Pflege aber immer etwas mit Generationensolidarität zu tun hat. Die (noch) Jüngeren kümmern sich um die (schon) alten Menschen. »Jung und Alt gemeinsam« ist das Prinzip bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Letztlich gibt es kein besseres Versprechen und keinen dringlicheren Wunsch des alten Menschen als vom anderen zu wissen: Ich (Jüngerer) bin für dich da (und pflege dich), wenn du mich (altersbedingt) brauchst.





Pflegeberufe haben in unserer Gesellschaft kaum eine Lobby und eher ein schlechtes Image.

Was muss passieren, damit Pflegeberufe mehr anerkannt werden?

► Nach meiner Wahrnehmung müssen wir differenzieren: Pflege ist vielschichtig. So gibt es die Pflege im Krankenhaus, es gibt die Säuglings- und Kinderpflege und eben auch die Altenpflege. Im Bereich der Krankenpflege wird der Patient in der Regel wieder gesund, und die Pflege hat einen maßgeblichen Anteil daran. In diesem Fall ist Pflege grundsätzlich positiv belegt. Nicht so in der Altenpflege. Dort wird auch gepflegt, aber der Patient stirbt trotzdem. Altenpflege ist die auf dem Weg zum Tod erforderliche Pflege, die pflegerische und betreuende Begleitung der letzten Jahre und des Sterbens. Da das Sterben uns allen Angst macht, ist eine Pflege, die uns diese Angst nicht nehmen kann und uns gleichzeitig keine Hoffnung gibt, gesund zu werden und nicht zu sterben, negativ belegt. Wir alle verdrängen folglich das Altwerden und den Tod.

Es muss daher passieren, dass wir uns als Gesellschaft offener und erfolgreicher mit dem Sterben auseinandersetzen. Dass der Tod nicht verdrängt, sondern wieder als Teil des Lebens begriffen wird. So wie ich das aus den oberbayerischen Generationenmodellen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überliefert bekommen habe: Die Kinder sind auf den Feldern und kümmern sich um die existenziellen Dinge, der Vater stirbt im »Austragshäusel« (das ist das Haus, das auf großen Bauernhöfen den Eltern zur Verfügung gestellt wird, wenn die Kinder den Hof übernehmen), und die Enkelkinder sind am Bett des Sterbenden. So lernt man im Kindesalter bereits den Umgang mit Sterben und Tod als einen natürlichen Teil des Lebens. Mit anderen Worten: Erst wenn sich die Gesellschaft offener und vorurteilsfreier mit der Pflege alter Menschen beschäftigt, werden die Pflegeberufe die gebührende Anerkennung erhalten.

Als Ideal der Pflege gilt immer noch die Versorgung in der eigenen Häuslichkeit mittels familiärer Strukturen.

Glauben Sie, dass Pflegeeinrichtungen private Versorgung ersetzen können?

► Ich persönlich glaube, das Ziel sollte statt »Ersetzen« vielmehr Ergänzung, ein Neben- und Miteinander sein. Die traditionelle Familie ist heute – gerade in Hamburg – als soziale Größe zum Teil weggefallen. Mehr als 50% der Haushalte sind Single-Haushalte. Trotzdem sind viele allein lebende Menschen in tragfähige private Strukturen eingebunden. Gelingt es diesen Strukturen, sich um technische Hilfen (Assistenzsysteme), Nachbarschaftshilfe, Privatpflege oder ambulante Pflege zu verstärken, kann eine gute Betreuung und Pflege das Ergebnis sein. Die Grenze dieser Möglichkeiten ist dort erreicht, wo der Pflegebedürftige in seiner individuellen Art sein familiäres Umfeld fachlich oder emotional überfordert. Die Belastungen, die gerade von Menschen mit Demenz ausgehen, sind nicht zu unterschätzen. Und es macht keinen Sinn, selbst Schaden zu leiden bei dem Versuch, einen geliebten Menschen mit herausforderndem Verhalten in der gemeinsamen Häuslichkeit zu behalten. Der Rund-um-die-Uhr-Betreuung durch Angehörige steht bei dem Wechsel in eine Pflegeeinrichtung die Pflege durch examiniertes Fachpersonal im Drei-Schichten-Dienst gegenüber. Letztlich geht es darum festzustellen, welche individuelle Lösung im Einzelfall am besten ist. Welche fachlichen Bedarfe zeigen sich? Was kann und will die Familie im konkreten Fall leisten? Was können Angehörige, Nachbarn und Freunde übernehmen? Was braucht professionelle Leistungserbringung? Was können ambulante Dienstleister tun, was macht stationäre Leistungserbringung erforderlich? Gäbe es Vorzüge bei Inanspruchnahme eines (teil)stationären Angebots? Wer kann das »Miteinander« im Interesse des Pflegebedürftigen organisieren und moderieren? Wenn wir so herangehen, kommen wir der Basis für gute Pflege und Betreuung schon ein Stück näher. Die beste Lösung findet sich meistens im Mix, nicht im Entweder-oder.



MUSIK MACHT VIELES LEICHTER

Tagesprotokoll aus dem besonderen Dementenbereich in der FINKENAU

5.55 Sonntagmorgen. Um diese Zeit geht nichts ohne Kaffee. Mit einem großen Schluck des heißen Lebenselixiers rüttle ich meinen müden Geist zurück in das Jetzt. Gleich beginnt die Schichtübergabe zwischen



Nachtdienst und Frühschicht. Aus dem halb gläsernen Dienstzimmer heraus beobachte ich Frau Z. Sie ist bereits seit zwei Stunden munter und wandert mit ihrem sicheren Gang durch den Wohnbereich. Das ist untypisch für eine Dame im Alter jenseits der 80. Ich stelle mir vor, wie anstrengend es gewesen sein muss, jahrzehntelang morgens um drei Uhr aufstehen zu müssen, um dann Teig zu kneten und Brötchen zu formen für die hungrige Nachbarschaft. Da stellt sich mir die Frage, ob ich als Kind nicht vielleicht sogar ein von ihr geformtes Rundstück auf meinem Stullenbrettchen liegen hatte. Leider kann sie mir die Frage nicht beantworten. Frau Z. hat sehr viele Dinge aus ihrer Vergangenheit vergessen. Sie ist dement, so wie die anderen 39 Menschen auf unserem Wohnbereich auch. Damals war sie sicher oft müde, während ich ausgeschlafen am Frühstückstisch sitzen konnte. Heute ist es umgekehrt. Der Körper hat den Rhythmus der Bäckerfrau nicht vergessen, und ich brauche erneut einen großen Schluck Kaffee.

6.05 Die Übergabe gestaltet sich zügig, denn es war eine ruhige Nacht, und der Großteil der Bewohner hat ruhig geschlafen. Das ist nicht immer so. Sonntag ist Ruhetag, und somit nehmen wir

und hören den
oder andere
Grundpflege
Die Bewohner, die



sich nicht an die Melodie erinnern können, erfreuen sich an der positiven Stimmung der anderen. So haben alle etwas davon.

9.00 Während vielen Bewohnern das Essen angereicht werden muss, ist Frau Z. dabei, ihre Schrippe von allen Seiten zu mustern, so dass ihre Hände nun im Kirschglanz der Marmelade erstrahlen. Dann beißt sie genüsslich hinein.





Musiktherapie ist fester Bestandteil des Alltags in unseren Häusern. Da Musik eng mit den Gefühlen eines Menschen verbunden ist, ermöglicht sie eine Verständigung ohne Worte. Die psychotherapeutisch orientierte Methode der Musiktherapie spricht die individuellen Bedürfnisse des kranken Menschen an, um innere Nöte zu bearbeiten und noch vorhandene Ressourcen aufzudecken. Im Mittelpunkt steht der Mensch als Ganzes und nicht nur seine Erkrankung. Musik begleitet den Menschen durchs Leben. An Musik knüpfen Erinnerungen, Gefühle und Stimmungen, die sich als »resistent« gegen viele Arten des Vergessens erweisen.

Darüber freuen wir Pflegekräfte uns sehr, es scheint ein guter Sonntag zu sein. Oft genug finden Nahrungsmittel und Getränke in schwungvollen Flügen ihren Platz an der Wand.

11.00 Die Zeit bis zum Mittagessen vergeht rasend schnell. Streitschlichtung zwischen zwei Männern, wer von den beiden wohl zuerst den gemütlichen Sessel reserviert habe. Frau S., die von Zimmer zu Zimmer wandert, immer auf der Suche nach Gegenständen, die sie noch nicht in ihrem Nachtschränkchen versteckt hat, im Gegenzug andere Damen und Herren, die sich bestohlen fühlen und zwischen Wut und Verzweiflung schwanken. Zwischendurch unbedingt an die Begleitung zur Toilette denken, sonst säße mehr als die Hälfte der Bewohner mit einer durchnässten Hose am Mittagstisch.

12.00 Das Essen ist da. Es gibt Sauerkraut mit Kartoffelklößen.

12.30 Es ist weiterhin ein ruhiger Sonntag auf dem besonderen Dementenbereich, keine außergewöhnlichen Zwischenfälle.

13.30 Nach dem Mittagessen erscheint die Musiktherapeutin und bereitet den Menschen melodische und erinnerungserfüllte Momente. Die Frühschicht bereitet die Dienstübergabe an den Spätdienst vor und wünscht den Kolleginnen und Kollegen eine ähnlich ruhige Schicht.

13.30 Mein Schichtende. Ich freue mich ab jetzt über einen freien Tag und muss schmunzeln, denn die Bäckersfrau wird auch morgen wieder die Erste von uns beiden sein, die den Tag begrüßt.

*Dokumentiert und aufgeschrieben von Jennifer Kriebel,
Wohnbereichsleitung des Dementenbereichs von PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU*





Engagiert: Viele Jahre lang hat Pastor Georg von Oppen die Seelsorge bei PFLEGEN & WOHNEN FARMSEN geleistet

Heim seelsorge

➤ Unter dem biblischen Leitwort »Ich will euch tragen bis in euer Alter« betreibt die evangelisch-lutherische Kirche seit über fünfzig Jahren Seelsorge im Pflegezentrum Farmsen. Heute gibt es dort ein Haus von PFLEGEN & WOHNEN. In den letzten sieben Jahren haben eine Kollegin aus der Gemeinde Farmsen-Berne und ich, ein Pastor im Ruhestand, die Seelsorge wahrgenommen. Im November letzten Jahres konnten wir die Arbeit an einen jüngeren Kollegen übergeben. Die Seelsorge in einem solchen Heim ist ein abwechslungsreicher und gewinnbringender Dienst. Davon möchte ich berichten.

Seelsorgerinnen und Seelsorger sind in erster Linie die Pflegerinnen und Pfleger. Zuwendung und Zuspruch sind ein dauernder Teil ihrer Arbeit. Ebenso sind die Besuche von Angehörigen, Freunden und ehemaligen Nachbarn eine große Hilfe. Die Seelsorge im Pflegealltag wird von der Kirche ergänzt und bereichert. Meine Ausbildung und Erfahrung habe ich eingebracht und viel Hilfe und Rat bekommen. Auch Heimseelsorge ist ein Geben und Nehmen.

Zur Heimseelsorge gehören die Gottesdienste. Sie finden im Haus von PFLEGEN & WOHNEN statt, werden dort auch vorbereitet und von 20 bis 30 Bewohnerinnen und Bewohnern besucht. Gemeinsam mit einer Musikerin und im Beisein von Pflegerinnen haben wir die Gottesdienste abwechslungsreich gestaltet. Einmal war sogar eine Gruppe aus der Kindertagesstätte dabei. Lebendig wurden sie auch durch Zwischenrufe und Fragen. In einem Gottesdienst vor Karfreitag sagte eine Frau plötzlich: »Warum mochten sie Jesus nicht leiden?« Ja, warum?

Einmal habe ich über das Leitwort der Heimseelsorge gesprochen: »Ich will euch tragen bis in euer Alter« (Jesaja 46,4). Wer ist es, der hier »Ich« sagt? Es ist Gott, der durch Worte wie dieses zu uns spricht. Seine Zusage gilt bis ins Alter. Wer heute 70 oder 80 Jahre alt ist, hat als Kind Kriegsende und Nachkriegszeit erlebt. Gott hat uns damals aus der Katastrophe gerettet. Ebenso will er uns auch am Ende unseres Lebens tragen und retten.

Herzstück der Heimseelsorge sind die Besuche, vor allem die Gespräche in den Zimmern. Ein häufiger Schmerz: »Ich habe keine Wohnung mehr.« »Ich kann nicht nach Hause zurück.« Die Trauer über gestorbene Kinder bedrängt die Mütter im Alter: »Das nehm' ich



Wachwechsel:
Propst Hans-Jürgen
Buhl (l.) und Pasto-
rin Dr. Christa
Usarski beim Will-
kommensgottes-
dienst für Pastor
Fehrs (2. v. l.), der die
Stafette von Pastor
Georg von Oppen (r.)
übernahm



Gott übel, dass er mir meinen Sohn genommen hat.« Tiefe seelische Wunden kommen nach oben: Kriegsende in Ostpreußen! Deutsche Soldaten treiben die Bewohner eines Dorfes aus den Häusern: »Ihr müsst hier weg. Die Front kommt.« Die junge Mutter nimmt ihren Säugling, ein Mädchen, und geht hinaus in den Winter. Nach zwei Tagen stirbt ihr das Kind: »Ich konnte ihr nichts mehr geben. Ich hatte ja nichts mehr, nicht einmal Wasser.« Den Schmerz über die Verluste des Lebens muss man beklagen können, und es muss einer zuhören. Aber Heimseelsorge ist nicht nur traurig. Es gibt viele Gespräche über Erinnerungen, Lebenserfahrung und Gemeinsamkeiten.

So bunt das Leben im Heim auch noch ist, der Tod wirft seinen Schatten. Mit 97 Jahren sagt ein Mensch eines Tages: »Hoffentlich dauert es nicht mehr so lange!« Manchmal ist es erschreckend, wie ein bis dahin bei allen Einschränkungen noch rüstiger Mensch vom Tode gezeichnet auf dem Sterbebett liegt. Oder ein bekanntes Gesicht ist beim nächsten Besuch nicht mehr da. Hinter den Gestorbenen bleiben die Lebenden zurück. Zwei Frauen saßen im Gemeinschaftsraum immer nebeneinander am Tisch. Auf einmal war nur eine da. Ich sah sie an, und ein Mitbewohner hinter mir sagte: »Ella trauert.« Für die gemeinsame Trauer gibt es die Gedenkstunde an die Verstorbenen des letzten Vierteljahres. Da werden noch einmal Erinnerungen ausgetauscht.

Das Pflegeheim Farmsen haben unsere Urgroßväter zu Kaisers Zeiten angelegt. Damals wurden wohl auch die Buchen im Park gepflanzt. Ein Sommerfest draußen unter diesen schönen Bäumen bleibt in Erinnerung. Ebenso leuchtet die Kaffeestunde auf einer sonnigen Terrasse nach. Die Teilnahme am Leben im Haus gehört zur Heimseelsorge. Es gibt viele Gelegenheiten, eine Einladung anzunehmen oder sich zu einer Gesprächsrunde dazuzusetzen. Drei Veranstaltungen waren einmalig: Die Grundsteinlegung, das Richtfest und die Einweihung des Neubaus. PFLEGEN & WOHNEN hat die Verhältnisse vollständig erneuert. Wer sich fragt: Wo soll ich hin, wenn es allein zu Hause nicht mehr geht?, kann heute antworten: In ein solches Heim!

Vor der Einfahrt zum Pflegezentrum liegen »Stolpersteine«, die an die Opfer des Nationalsozialismus erinnern. Auch die blaue Emailletafel zur Geschichte des Heims erwähnt, dass Bewohner zwangssterilisiert und deportiert wurden. Wir sind dafür verantwortlich, dass Pflegebedürftige menschenwürdig betreut werden. Die Heimseelsorge der Kirche trägt dazu bei. Sie bezeugt Gott, der uns tragen will bis ins Alter. *Georg von Oppen*

Pastor Georg von Oppen wurde 1937 in Rostock geboren und kam 1945 nach Hamburg. Er war nach seiner Ausbildung zunächst Militärpfarrer, dann Gemeindepastor in Jenfeld und Harburg. 1999 trat er in den Ruhestand, den er 2006 unterbrach, um die Heimseelsorge im damals noch städtischen Pflegeheim Farmsen zu übernehmen. Im November 2013 gab er diese Aufgabe an Pastor Karsten Fehrs ab.



PRAXIS OHNE GRENZEN



Vom Recht auf Gesundheit ► Im Januar 2010 hat **Dr. med. Uwe Denker**, Familienarzt im Ruhestand, in Bad Segeberg das Projekt »Praxis ohne Grenzen« gegründet. Mittlerweile ist es in Norddeutschland zu einem »Erfolgsmodell« geworden, es handelt sich um einen neuen Weg in der Versorgung mittelloser Kranker. Die Ärzte und Mitarbeiter sind ehrenamtlich tätig. Es werden nicht oder nicht ausreichend versicherte Patienten kostenlos behandelt und medizinisch versorgt.

Mittlerweile gibt es sieben Praxen in Schleswig-Holstein, jetzt kommt ganz aktuell eine Hamburger Praxis hinzu. Diese wird in den Räumen der Senioreneinrichtung PFLEGEN & WOHNEN HORN ihren Betrieb aufnehmen. Das Unternehmen PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG war von der Notwendigkeit dieses Projektes vollkommen überzeugt. Nach einem Gespräch mit Herrn Dr. Denker und Prof. Ostendorf kam es zu dem Angebot der kostenlosen Praxisräume in dem Haus am Bauerberg.

Prof. Peter Ostendorf, langjähriger Leiter der Inneren Medizin im Marienkrankenhaus, nennt den 7. Mai 2014 als Eröffnungstermin der Praxis und als den ersten Behandlungstag. Beim Mobiliar und den Geräten handelt es sich um Spenden. Behandelt werden alle, die nicht krankenversichert sind, ohne Ansehen der Person oder Herkunft. Die Behandlung erfolgt anonym. Die Versorgung mit Medikamenten ist vorgesehen.

► Das Projekt benötigt Förderer, um die Möglichkeiten der Krankenversorgung zu verbessern und den Fortbestand zu sichern. Adressen für weitere Informationen:

www.praxisohne Grenzen-hh@msbh.de

www.praxisohne Grenzen.de

PFLEGEN & WOHNEN HORN | Bauerberg 10 | 22111 Hamburg
Telefon 2022-4040





Eine »Praxis ohne Grenzen« ist eine Praxis ohne Kasse. Hier untersuchen, behandeln und beraten ehrenamtlich tätige Ärzte mittellose Kranke kostenlos



Man kennt sich ...



Leben unter Freunden

Horn

Das Haus strahlt Offenheit aus, hier ist jeder willkommen. Die Einrichtung ist gut überschaubar, die Wege sind kurz, und alles, was man für die Gesundheit und zum Wohlfühlen braucht, kommt direkt ins Haus. Therapeuten haben ihre eigenen Räume. Friseur, Café Klönschnack, Restaurant – ebenfalls ein Katzensprung. Auch hier trifft man sich. Der Mittagstisch für die zahlreichen Gäste ist seit Jahren ein Erfolg.





► Auch wenn die Horner Rennbahn zumindest Freunden des Galopprennsports ein Begriff sein dürfte, ist Hamburg-Horn doch ein im Ganzen eher unspektakulärer Stadtteil. Zwischen der Autobahn im Norden und der Bundesstraße 5 im Süden liegen viele kleine Wohnstraßen, die meist von roten Backsteinhäusern gesäumt sind. Nur wenige Bauten stammen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, denn Horn gehörte zu den damals am stärksten zerstörten Stadtteilen. Ungefähr 38.000 Menschen leben heute dort. Viele von ihnen sind erst seit ein oder zwei Generationen, oder auch erst seit ein paar Jahren, in Deutschland ansässig. »Das Zusammenleben der Kulturen klappt gut«, berichtet Witold Lesner, der Direktor von PFLEGEN & WOHNEN HORN, in dessen Haus und seinem Umfeld viele Fäden des Stadtteils zusammenlaufen. »Wir sind hier sehr gut vernetzt, zum Beispiel mit der Seniorentagesstätte der AWO, dem Kindergarten nebenan, den drei Kirchengemeinden im Umfeld und auch mit der Moscheegemeinde.« Konkret wird diese Zusammenarbeit bei der Planung von gemeinsamen Aktivitäten wie Stadtteilfesten, aber auch bei kommunalen Vorhaben. So gelang es mit vereinten Kräften, einen kleinen Park in der Nachbarschaft von PFLEGEN & WOHNEN so

umzugestalten, dass sich junge und alte Stadtteilbewohner dort gleichermaßen wohlfühlen. Fast jedes Jahr ist PFLEGEN & WOHNEN HORN Gastgeber des »Tages der älteren Generation«, der gemeinsam mit dem Bezirk Hamburg-Mitte und der Arbeiterwohlfahrt veranstaltet wird. Unter dem Motto »Gut informiert älter werden« werden Vorträge, Theateraufführungen und Beratungen angeboten.



Das 1985 bezogene Haus von PFLEGEN & WOHNEN HORN hat seinen selbstverständlichen Platz im Gefüge des Quartiers. Es liegt auch »mittendrin«, neben dem Von-Dratelschen Park, die Areale gehen zaunlos ineinander über. Viele Stadtteilbewohner kennen das Haus von Sommerfesten, Veranstaltungen wie dem »Tag der Generationen« oder durch Besuche bei Angehörigen, die dort leben. Und sie ziehen gern auch selbst dort ein, wenn sie pflegebedürftig geworden sind. So sind seit Jahren immer alle Plätze belegt, momentan wohnen 193 Menschen im Alter zwischen 58 und 103 Jahren bei PFLEGEN & WOHNEN HORN. Sie werden von 92 Beschäftigten betreut, von denen mehr als die Hälfte examinierte Pflegerinnen oder Pfleger sind. »Die meisten Menschen kommen zu uns, weil sie nach einem Krankenhaus-Aufenthalt nicht mehr allein in ihrer Wohnung leben wollen oder können«, erläutert Witold Lesner. »Wir sind sehr darum bemüht, sie wieder zu mobilisieren, sodass sie nicht dauerhaft bettlägerig bleiben. Das gelingt uns auch in der überwiegenden Anzahl der Fälle. Mit dem Rollator oder selbst mit einem Rollstuhl gewinnen die Menschen wieder neuen Lebensmut und können teilhaben am Gemeinschaftsleben.« Die durchschnittliche »Verweildauer« der Bewohnerinnen und Bewohner im Haus beträgt vier bis fünf Jahre. Angesichts der beschriebenen, oft schwierigen Umstände beim Einzug ist dies eine sehr positive Zahl! Es gibt aber auch Menschen, die schon seit mehr als zehn Jahren im Haus leben. Zum Beispiel die 82-jährige Frau Knöpke, die auf den Rollstuhl angewiesen ist, aber gern an vielen angebotenen Aktivitäten teilnimmt. Und davon gibt es einige: Innerhalb des Hauses werden zum Beispiel Back- und Spielenachmittage geplant, aber auch Musiknachmittage, Computerkurse, Kraft- und Balancetraining und Gedächtnisübungen. Knapp hundert Meter vom Haus entfernt liegt das kleine »Hoftheater«, dessen Veranstaltungen ebenfalls gern von den Bewohnerinnen und Bewohnern des Hauses besucht werden. Darüber hinaus werden aber auch mehrmals im Jahr Aus-



flüge angeboten. Beliebte Ziele innerhalb der Stadt sind Hagenbecks Tierpark, aber auch die großen Fußballstadien und Sportarenen Hamburgs. Seit seinem Amtsantritt in Horn im Jahr 2006 hat Witold Lesner sich darum bemüht, die Fäden zwischen den Generationen enger zu knüpfen. Ganz unkompliziert gestaltet sich dies mit dem Kindergarten der Martinskirche gleich nebenan. Man besucht sich, singt zusammen, feiert gemeinsame Gottesdienste. Zusammen mit der Stadtteilschule Horn wurde das Projekt »Volvo« (lat. »ich rolle«) entwickelt. Regelmäßig kommen seitdem Schülerinnen und Schüler der 9. und 10. Klassen ins Haus, lernen die alten Leute kennen und lernen auch, wie





Menschen, die sich vertrauen: Direktor Witold Lesner (l.) mit seinem Nachfolger Ben Rübner. Frau Knöpke (M.) ist mit ihrem Rollstuhl viel unterwegs. Herr Senkowskij freut sich, dass seine Enkelin Anna Dudko im Haus HORN arbeitet

man einen Rollstuhl sicher durch die Gänge und Straßen bewegt. Das nimmt die gegenseitige Scheu, und so kommt es zu Spazierfahrten im Stadtteil, Gesprächen, Spielenachmittagen. Andere Kontakte entstehen ganz zwanglos über das haus-eigene Café Klönschnack, das gern auch von den Stadtteilbewohnern aufgesucht wird. Es ist vor Kurzem renoviert worden und wirkt jetzt noch einladender als zuvor. Auch der mit dem Haus verbundene Saalbau wurde schon immer gern für Feste des Stadtteils oder von Privatleuten genutzt. Er wird ebenfalls gerade einer Verschönerungskur unterzogen. Ab April 2014 steht dem Haus und dem Stadtteil dann ein veritabler Festsaal, der auch technisch auf dem neuesten Stand ist, zur Verfügung. Wer sich selbst »verschönern« lassen möchte, kann dafür übrigens den hauseigenen Friseursalon aufsuchen, der mehrmals in der Woche geöffnet hat. Aber auch für das medizinische Wohl der Bewohnerinnen und Bewohner ist gesorgt: Es stehen im Haus eine voll eingerichtete Zahnarzt- und eine Allgemeinpraxis zur Verfügung. Dort werden mehrmals wöchentlich Sprechstunden abgehalten, sodass auch hier keine weiten Wege erforderlich sind.

Der April 2014 ist für PFLEGEN & WOHNEN HORN noch aus einem weiteren Grund ein bedeutsamer Monat: Witold Lesner verlässt nach acht Jahren, in

denen er das Haus mit großem persönlichen Engagement geleitet hat, diese Wirkungsstätte. Er wird ab Mai 2014 die Leitung von PFLEGEN & WOHNEN HUSARENDENKMAL übernehmen, dessen bisheriger Direktor in den Ruhestand geht. Nachfolger von Witold Lesner wird Ben Rübner. Viele Bewohnerinnen und Bewohner haben ihn in den letzten Monaten kennen gelernt, denn er ist bereits seit März im Haus tätig und hat sich bestens eingearbeitet.



PFLEGEN & WOHNEN HORN

193 Plätze in 25 Einzel- und 84 Doppelzimmern, Kurzzeitpflege möglich, fachärztliche Versorgung vor Ort

Direktor: Witold Lesner, (ab Mai 2014) Ben Rübner

Adresse: Bauerberg 10 | 22111 Hamburg
Telefon 040/2022-4631 | Fax 040/2022-4613
horn@pflegenundwohnen.de





Von Faschingskindern

Schönes zusammen unternehmen wollen. Im Gegenteil! Im Turnverein konnten wir sofort mitmachen, wir wurden sogar mit offenen Armen empfangen. Unsere Spielgruppe am Montagmorgen bietet ebenfalls einen überschaubaren Rahmen. Genau das Richtige für ein zurückhaltendes Kind, das zu viel Gewusel und Durcheinander noch überfordert, das untergehen würde, wenn es eins von zwanzig oder dreißig Gleichaltrigen wäre.

und der Spielgruppe

Mit drei Jahren wird aber auch mein Sohn ein Kita-Kind werden. Vielleicht kommt er in eine kirchliche Einrichtung. Ob ihn da so etwas wie Geborgenheit erwartet? Oder doch lieber in die ganz kleine, private Kita? Auch ein Verein – und mit seinem Ange-

bot sicherlich in der heutigen Zeit zukunftssträchtiger als Kindersport am Vormittag.

Ich wünsche mir, dass wir auch in den nächsten Jahren noch viele nette Kreise finden, in denen mein Kind sich wohlfühlt. Das geht sicherlich nur mit etwas Beständigkeit. Die ist eine gute Voraussetzung, um auch im späteren Leben nicht so schnell den Boden unter den Füßen zu verlieren. Dann, wenn aus Kindern Einzelkämpfer werden und der Kleine sich nicht mehr mit seinem Rüssel an Mamas Rock hängen kann.

Marienkäfer, Biene und Pirat kommen übrigens demnächst auch schon in die Kita. Ob das Eltern-Kind-Turnen für zwei kleine Jungs bestehen bleibt, steht noch in den Sternen.

[Kirstin Tomforde]

► Das »Älterwerden« macht keine Pause

Ein Marienkäfer, ein Clown, eine Biene, ein Pirat und ein Elefant: Das waren die Faschingskinder 2014. Fünf kleine Turner sind übrig geblieben in einer Gruppe, die früher einmal über zwanzig Kinder groß war. Warum? Weil am Donnerstagvormittag heute kaum noch ein Kleinkind Zeit hat. Die meisten sind längst in der Kita oder bei der Tagesmutter. Kleine Sportvereine kämpfen ums Überleben – auch hier fehlt der Nachwuchs.

Mein Nachwuchs – der Elefant – sieht im Moment nur die Vorteile seines fast schon Alleinstellungsmerkmals. Da er mit seinen zweieinhalb Jahren noch zu Hause betreut wird, muss er keine Wartelisten fürchten, wenn wir am Vormittag etwas



Kochen und Essen in guter Gesellschaft



➤ Eine strahlende Tomate, eine fröhlich grinsende Gurke – in der Toreinfahrt weisen, als Graffiti auf die Wand gesprüht, verschiedene Gemüsesorten auf den sogenannten Pottkieker hin. Im Hinterhof stehen Müllcontainer, stapeln sich Kisten und Kartons: alles Vorbotten der Dulsberger Stadtteilküche, die für Menschen mit geringem Einkommen täglich kostengünstig warmes Mittagessen ausgibt. Durch eine Glastür kommt man in den gelb gestrichenen Speiseraum, in den so viele Tische und Stühle gestellt wurden, dass man kaum noch durch die Sitzreihen gehen kann. Rechts hinter der Durchreiche erstreckt sich die geräumige Küche in glänzendem Edelstahl. Überall wuseln Mitarbeiter herum, quatschen fröhlich und sind fleißig bei der Arbeit, um das Mittagessen rechtzeitig fertig zu

Links: Die Essensausgabe beginnt um 11.30 Uhr. Frau Susanne Feld erfreut sich mit den Desserts großer Beliebtheit. Drei Euro pro Mittagessen ist ein sehr günstiger Preis, die nette Gesellschaft gibt es gratis.

Rechts: 15 Mitarbeiterinnen sorgen in der Küche täglich für Frische und Vielfalt auf dem Speiseplan. Es ist ein großartiges Team.







kochen. Ab 11.00 Uhr füllt sich langsam der Speiseraum, und die Jalousien der Durchreiche werden geschlossen. Sonst gäbe es für die Wartenden wohl kein Halten mehr. Ab 11.20 Uhr nehmen sich die Ersten ein Tablett und stellen sich an. Um 11.30 Uhr wird mit den Fingern ein Guckloch in die Jalousien geformt – vielleicht kann man ja schon was erkennen. Während die Wartenden geräuschvoll mit dem Geld in den Händen klimpern, laufen in der Küche letzte Vorbereitungen, Gemüse wird umgefüllt und das Fleisch in Scheiben geschnitten, heute soll es Rinderbraten mit Rosenkohl geben. Die Sozialküche mitten in Dulsberg versorgt werktags bis zu 240 Menschen mit frisch gekochten Mahlzeiten zu günstigen Preisen. Dabei richtet sie sich an alle Menschen, die – aus welchen Gründen auch immer – Unterstützung brauchen. In erster Linie kommen Ältere und Alleinstehende, vor allem Witwen und Rentner. Wie kann es sein, dass in einer der reichsten Städte Europas so viele arme Menschen leben? Der Begriff Altersarmut hat sogar Aufnahme in den Duden gefunden. Eine Veröf-

Frisch gekochte Mahlzeiten für jeden, der kommt

fentlichung des Statistischen Bundesamts von 2012 besagt, dass Hamburg die »Hauptstadt der verarmten Rentner« ist: 6,2 Prozent aller Bewohner über 65 – egal ob Mann oder Frau – müssen Grundversicherung beziehen. Und dieser Anteil dürfte künftig im Zuge der fortschreitenden Alterung der Gesellschaft und der staatlichen Sparmaßnahmen noch deutlich wachsen. Im Pottkieker im Alten Teichweg 53 ist dieses Problem schon seit Jahren bekannt – und man begegnet ihm täglich ganz praktisch und unkompliziert: Für drei Euro erhalten hier Bedürftige ein Mittagessen inklusive Getränk und Dessert. Auch Herr Pfuff, der schon seit über zwei Jahren hierher zum Essen kommt, gehört zu den Gästen. Früher war er Lagerarbeiter mit einem Einkommen von 1200 Euro. Als Rente bekommt er nun etwa 900 Euro, was gerade bei den teuren Mieten hier in Hamburg nicht ausreicht. Denn in den letzten fünf Jahren gab es einen Mietanstieg von 21,6 Prozent, und zudem fehlen geschätzte 30.000 bis 50.000 Wohnungen. Carmen Krüger ist schon seit 15 Jahren die Leiterin der Einrichtung und für deren Finanzierung zu-



Die Dulsberger Stadtteilküche Pottkieker ist ein gemeinnütziges Frauenprojekt. Die Küche versorgt rund 240 Menschen täglich. Hauptsächlich ältere und alleinstehende Kunden nutzen dieses Angebot.

ständig, sie kümmert sich aber auch um die Anliegen der Gäste und aller Mitarbeiter. Diese haben oft, wie sie es nennt, »Biografie-Knicks«, also beispielsweise keine abgeschlossene Ausbildung, einen Migrationshintergrund (und daraus resultierende Sprachprobleme) oder Suchtprobleme. All diesen Menschen versucht sie zu helfen und wieder Stabilität in ihrer Lebenssituation zu geben. Menschen, die aus der Norm fallen, finden ihren Platz im Pottkieker. Carmen Krüger sieht sich in einer Art Lautsprecherfunktion, um für diejenigen zu sprechen, die aus unterschiedlichsten Gründen nicht dazu in der Lage seien. Auf die Frage, warum ältere Menschen denn immer mehr zu einer Randgruppe der Gesellschaft würden, antwortet sie, dass das wohl an zwei Dingen liege: zum einen daran, dass der Zeitgeist heute Flexibilität und Mobilität von jungen Leute erwarte. Jeder müsse mindestens ein Jahr ins Ausland, und studiert würde überall – nur nicht in der Heimatstadt. Zum anderen würden sich die Senioren immer seltener tatsächlich als alt betrachten, sondern als »fitte 80-Jährige« – bis schlagartig die Realität einsetze und man dem Alter nicht mehr entfliehen könne. Um diesem Phänomen und vor allem dem demografischen Wandel entgegenzuwirken, müssten sich laut Frau Krüger beide Seiten aufeinander zu bewegen. Alte und Junge müssten erkennen, wie sehr sie voneinander profitieren. Und hierfür sollte die Politik Räume schaffen, etwa indem die Stadtteile gemischt und nicht voneinander isoliert werden. Ein Anfang wäre es, die horrenden Mieten in Hamburg unter Kontrolle zu bringen, damit sich die Hafencity zum Beispiel nicht nur Reiche leisten können.

Es geschah ein Weihnachtswunder: keine Schließung

Den Versuch, Altersarmut mit einem neuen Rentenvorschlag zu lösen, findet Carmen Krüger nicht schlecht. Dennoch ist sie der Meinung, dass man früher ansetzen sollte, etwa durch vernünftige Löhne und ein faires Steuersystem. Denn als selbsternannte »Systemkritikerin« müsse man immer alles im Kontext sehen.

Als der Pottkieker im Dezember 2013 kurz vor der Schließung stand, kämpfte sie also für weit mehr als für den Erhalt einer Einrichtung. Es fehlten damals rund 70.000 Euro. Doch eine Art Weihnachtswunder geschah. Durch drei Artikel im »Hamburger Abendblatt« kamen genug Spenden zusammen, um die Einrichtung für weitere drei Jahre zu sichern. Nach einer kurzen Winterpause konnte sie am 2. Januar 2014 wiedereröffnet werden. Bei den Gästen, aber natürlich auch bei den Mitarbeitern war die Freude darüber riesig.

Auch Susanne Feld zählte dazu. Seit 2004 arbeitet sie nun schon beim Pottkieker. Zunächst als Aushilfe auf Ein-Euro-Basis in der Küche. Doch als 2008 die damalige Küchenleitung in Rente ging, übernahm sie die Stelle. Zu ihren Aufgaben gehört alles, was mit dem Betrieb der Küche zu tun hat. Davor arbeitete sie zehn Jahre lang als Filialleiterin eines Hamburger Leihhauses. Dort sah sie, wie immer öfter ältere Leute ihren Schmuck verkaufen mussten, um über die Runden zu kommen. Menschen, die ihr Leben lang in die Rentenkasse eingezahlt hatten, standen mit 65 dann selbst mittellos da. Das sei nicht richtig, warum könne die Politik



Es gibt viele treue Kunden. Susanne Feld und ihre Küchenfrauen sorgen seit 7 Uhr früh dafür, dass hier jeder satt wird. »Die Arbeit macht Spaß«, sagt Feld. Die Atmosphäre im Speisesaal ist immer freundlich.

nicht realistisch mit Geld umgehen? Als Beispiel verweist sie auf die Elbphilharmonie, deren Besuch sich »Otto Normalbürger« nicht werde leisten können. Kein Wunder, dass es ihr so wichtig ist, dass die Leute sich im Pottkieker wohl fühlen, Gesellschaft haben und ein gutes Mittagessen kriegen. Dafür sorgt sie mit ihren 15 weiteren Mitarbeiterinnen. Die Küchenleitung wird durch einen einzigen Spender finanziert, die Mitarbeiter durch den Europäischen Sozialfonds, der allerdings 2014 ausläuft. Zusammen ergeben sie ein großartiges Team, das engagiert und gut gelaunt ans Werk geht. Eine der Küchenfeen ist Silvia Kudwien, die hier seit fünf Jahren arbeitet. Auf die Frage, was sie denn genau mache, antwortet sie lachend: »Alles!«, und das ist auch so gemeint. Dabei weiß sie es sehr zu schätzen, dass sie diesen Job hat, denn ab einem

Hamburg ist teuer,
finanzielle Spielräume
gibt es nicht

bestimmten Alter ist es schwer, noch eine gute Neuanstellung zu kriegen. Der Pottkieker hat ihr die Chance gegeben, und sie hat sie genutzt. Egal, mit welchem Gast man spricht, das Essen wird gelobt. Eine Frau, die seit über sechs Jahren zum Pottkieker kommt, will ihren Namen nicht ver-

raten, beantwortet aber trotzdem Fragen. Bei ihrer kleinen Rente ist sie dankbar, billig essen zu können. Sie hat Probleme mit dem Knie, versucht aber, sich regel-

mäßig zu bewegen und ihre Freunde zu treffen. In der besseren Jahreszeit bewirtschaftet sie einen kleinen Garten. Sie schätzt die Bekanntschaften im Pottkieker, dennoch mag sie es, autonom zu sein, und fühlt sich keinesfalls allein oder einsam.

Ähnlich sehen es auch die Freunde Bodo Stenken und Hans-Peter Lorentzen, die beide noch sehr aktiv sind. Mithilfe der öffentlichen Verkehrsmittel geht es bei gutem Wetter so oft wie möglich raus, beispielsweise an die Elbe. Aber auch den Haushalt führen sie noch selbst. Nur teuer ist Hamburg, erzählt Herr Lorentzen. Mit einer Miete unter 300 Euro hätten sie noch Glück gehabt, aber finanzielle Spielräume hätten sie nicht. Er sei bei der Kulturloge Mitglied. Die würden, wenn sie Restplätze haben, zu Hause anrufen, und dann sei der Besuch für ihn kostenlos. Eine gute Sache, aber Veranstaltungen im Operettenhaus oder Ernst-Deutsch-Theater gebe es in deren Angebot nicht. Herr Stenken scherzt, um überall umsonst reinzukommen, bräuchten sie einen Schwerbehindertenausweis – aber den wollen sie natürlich nicht. Ein paar Tische weiter sitzt Ruth Epperlein direkt

Frau Epperlein freut sich über jeden Kontakt





Der Eingang zum »Pottkieker« liegt hinter dem Haus und ist nur über eine Treppe erreichbar. Hier wäre eine Modernisierungsmaßnahme unbedingt notwendig. Auch die Anlieferung ist sehr umständlich.

bei der Essensausgabe. Sie ist 78 Jahre alt, fühlt sich allerdings nur selten so. Seit dem letzten Sommer kommt sie täglich zum Pottkieker. Jeden Morgen, wenn sie aufwacht, freue sie sich schon auf das Mittagessen. Sie hat ihren Mann, der mehrere Schlaganfälle erlitt, bis zu seinem Tod gepflegt. Auch sie hatte 2002 einen Schlaganfall und braucht daher Unterstützung durch eine Pflegekraft, aus der Krausestraße. Jetzt ist sie allein. Ihre Tochter habe keine Zeit, sich um sie zu kümmern, ihr Sohn schon eher. Aber gerade deswegen liebt sie den Pottkieker so sehr. Tolle Bekanntschaften habe sie gemacht: »Männer oder Frauen, junge Männer, ältere Männer, ja, ich nehm mir alles, was es gibt!«, sagt sie mit einem Lachen. Es sei wie eine Familie hier. Auf die Frage, wo sie hingehöre, antwortet sie wie aus der Pistole geschossen: »Zum Pottkieker!« Auch die Weihnachtsfeier hat ihr gut gefallen. Erst haben sie Kaffee getrunken, dann einen Sekt, aber vor allem haben sie viel gelacht. Doch allzu viel Trubel mag sie nicht. Sie treffe sich auch nicht außerhalb des Pottkickers mit den Leuten von dort.

Wo sie hingehöre?
»Zum Pottkieker«

Als sie Schwierigkeiten bekommt, ihr Fleisch zu schneiden, ruft sie in die Küche: »Sind eure Messer so stumpf? Ich müsst mal eure Messer 'n bisschen schärfer machen.« Ja, es wird viel gelacht, und das ist wichtig, denn sie sagt: »Wenn ich nach Hause komme, ist keiner da, mit dem ich lachen kann.« Dort guckt sie fern oder hört Musik. Alles würde sie mögen, aber keine Opern, höchstens wenn sie im Fernsehen laufen. Sie hat keinen CD-Player, nur ein Radio, auch kein Handy, bloß ein Telefon. Viel wichtiger ist der Notruf, den sie bei sich trägt, denn wenn sie hinfällt, kann sie einfach den Knopf drücken. Die kommen dann und heben sie wieder ins Bett. Keine große Sache. Frau Epperlein ist nun fast fertig mit dem Mittagessen und wird mit ihrem kleinen Mercedes bald wieder nach Hause fahren, doch zunächst bleibt sie sitzen und genießt noch ein wenig das Nicht-allein-Sein. Im Speiseraum ist es ruhiger geworden, die Stoßzeit ist vorbei. Die Mitarbeiterinnen haben sich teilweise für eine Raucherpause zurückgezogen, andere beginnen aufzuräumen und sauberzumachen. Bis 14 Uhr wird heute noch weiter Essen ausgegeben – und eine »Verbindung von Not und Elend eingegangen, aus der etwas Positives entsteht«, wie Frau Krüger einmal gesagt hat. Dann beginnt für die Senioren erneut das Warten darauf, dass die Zeiger der Wanduhr 11.30 Uhr zeigen, und für die Mitarbeiter das Vorbereiten, Schnippeln, Kochen, das Hochziehen der Jalousien ... Denn nach dem Pottkieker ist auch vor dem Pottkieker. [LN]



Seit 15 Jahren die Leiterin: Carmen Krüger

SPENDENKONTO

Volksbank / IBAN: DE61201900030402109201
BIC: DENODEF1HH2 / Pottkieker



**Wir sind mit unserem Leben
sehr zufrieden**

TOOKHI FAEISA, geboren 1969 in Kabul – der Hauptstadt von Afghanistan – lebte in einer Familie mit acht Geschwistern. Tookhi war in der fünften Schulklasse, als die Eltern aus Angst davor, dass die Kinder durch den Einmarsch der Russen und die zunehmende Gewalt in den Krieg verwickelt würden, die Ausreise planten. Nach einer kurzen Zeit in Karatschi in Pakistan war das Ziel der Reise Frankfurt bzw. das Asylbewerberheim in Bad Schwalbach. Nach einem dort dreijährigen Aufenthalt mit Schulunterricht war 1987 – auf Drängen der Schwester – Hamburg endlich die Endstation.



ICH GEHÖRE IN DIESE STADT

12 FRAGEN AN TOOKHI FAEISA

Wie verlief Ihre Kindheit in Kabul? Mit den Eltern und acht Geschwistern wohnten wir in zwei kleinen Zimmern, die Betten waren übereinander gestellt. Die Armut war sehr groß, es gab zumeist nur eine Mahlzeit am Tag, entweder morgens oder abends. Das Leben spielte sich auf der Straße und in der Nachbarschaft ab.

Gibt es gute Erinnerungen an Ihre Kindheit? Nein, wir hatten immer alle Tag und Nacht Angst vor den russischen Panzern, die oft direkt durch die Stadt und die Wohnviertel fuhren.

Wie kam es zu dem Plan der Ausreise? Es war ein Onkel, der uns immer wieder sagte: »Das beste Land ist Deutschland.«

Reiste die Familie zusammen? Nein, mein Vater hat mit mir zusammen die Ausreise durchgeführt. Meine Mutter und die Geschwister – zwei starben sehr früh – kamen uns Jahre später bis nach Hamburg nachgereist.

Wurden Sie hier in Deutschland gut behandelt? Ja, die Deutschen waren alle höflich und freundlich, viele zeigten sich an meiner Herkunft sehr interessiert. Heute ist die Behandlung der Ausländer schlechter geworden, bei Behörden ist das besonders zu spüren. Der Umgangston ist härter geworden. Gefragt wird kaum. Keiner hat Zeit.

Wie verlief Ihre weitere Ausbildung? Die Schulzeit habe ich in Hamburg mit der neunten Klasse abgeschlossen. Ich habe aus eigenem Antrieb weiter Deutsch gelernt, meist allein mit einem dicken Wörterbuch. Es folgte eine dreijährige Ausbildung zur Friseurin. Leider konnte ich den Beruf aufgrund einer Wirbelsäulenschädigung nicht weiter ausführen.

Was gibt es über Ihr Privatleben zu erzählen? Mit 19 Jahren habe ich mich verlobt und mit 20 Jahren geheiratet. Mein Mann kommt ebenfalls aus Afghanistan. Wir haben drei Kinder, zwei Mädchen und einen Jungen. Wir wohnen in Billstedt, meine Mutter wohnt in Farmsen. Der Vater starb 2007. Wir sind mit unserem Leben sehr zufrieden.

Wie und womit verdienen Sie Ihr Geld? Mein Mann arbeitet als Hausmeister und kümmert sich um Außenanlagen, ich bin seit drei Monaten als Küchenhilfe tätig. Die Kolleginnen kommen aus den unterschiedlichsten Ländern, wir verstehen uns gut. Mein Mann und ich haben einen Ein-Euro-Job. Unser ältester Sohn beginnt eine Ausbildung im Sanitärbereich.

Welche Staatsbürgerschaft haben Sie? Sowohl Afghanisch als auch Deutsch, aber ich wollte unbedingt einen deutschen Pass. Ich habe hier Rechte, in Afghanistan haben Frauen noch kein Selbstbestimmungsrecht über das eigene Leben.

Haben Sie Heimweh nach Kabul? Nein, Heimweh habe ich nicht, trotzdem ist da der Wunsch, noch einmal als Besucherin dort hinzufahren. Sehe ich allerdings die grausamen Bilder aus Afghanistan im Fernsehen, dann muss ich sofort weinen.

Wo ist Ihr Zuhause? Hier in Hamburg, wo wir unsere Familie gegründet haben.

Sind Sie religiös? Ja, ich bin Muslima. Ich versuche immer, das Freitagsgebet einzuhalten. Mein Wunsch: Kein deutscher Soldat soll zum Sterben nach Afghanistan, und unsere Kinder sollen ein Leben ohne Krieg und Gewalt führen.

		ThiesMediCenter GmbH Gasstraße 44 - 46 25524 Itzehoe
		Tel.: 0 48 21 / 88 88 - 0 Fax: 0 48 21 / 88 88 - 2800 www.thiesmedicenter.de info@thiesmedicenter.de Besuchen Sie auch unseren Online-Shop unter www.thies-online.de
Medizintechnik • Sanitätsbedarf • Reha-Technik • Orthopädie-Technik • Orthopädie-Schuhtechnik		



ThiesMediCenter - Alles unter einem Dach



Seit Gründung des Unternehmens 1945 hat ThiesMediCenter sich zu einem der führenden Spezialisten für Gesundheit und medizinische Versorgung, auch im häuslichen Bereich, entwickelt. Bei ThiesMediCenter erhalten Sie heute von der Orthopädie-Technik, Orthopädie-Schuhtechnik über die Rehabilitations- und Medizintechnik bis zum Sanitätsbedarf alles aus einer Hand.

Über 220 Mitarbeiter betreuen und beraten Patienten zu Hause und in Einrichtungen. Verteilt auf 8 Standorte in Itzehoe, Glückstadt, Pinneberg, Wedel, Hamburg und Sottrum und im Zusammenschluss mit 4 weiteren Sanitätshäusern bietet ThiesMediCenter eine flächendeckende Logistik für den Raum Norddeutschland an. Allein im Bereich der Medizintechnik sind über 75 spezialisierte Fachkräfte wie examinierte Krankenschwestern, Kinderkrankenschwestern, Ernährungsberater und staatlich geprüfte Medizintechniker an der optimalen Versorgung der Patienten beteiligt.

Jeder Patient ist anders und erfordert eine maßgeschneiderte Versorgung. In enger Zusammenarbeit mit Ärzten, Pflegekräften, Familienangehörigen und natürlich dem Patienten werden Versorgungsbemühungen besprochen und individuell umgesetzt. Spezialisierte Sonderanfertigungen können hier in der hauseigenen Abteilung realisiert werden.

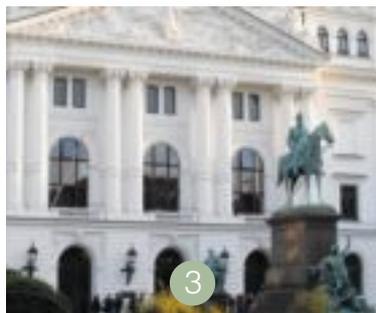
Eingebunden in verschiedene Netzwerke und Kooperationen können Synergien so optimal genutzt werden, von denen alle Seiten profitieren.



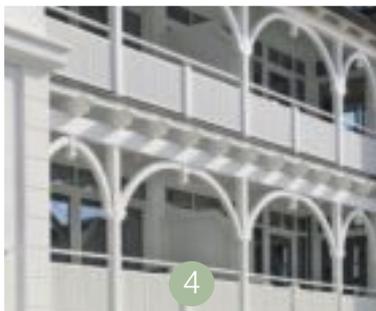
1



2



3



4

Welches
Gebäude steht
nicht in
Hamburg?



5



6



7



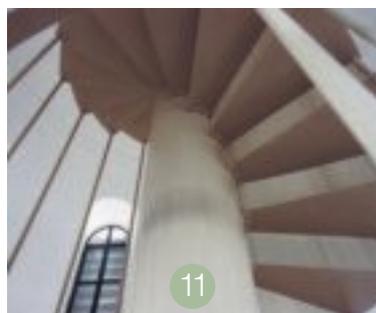
8



9



10



11

Bitte senden Sie eine Postkarte mit der Lösung bzw. der Nummer des Bildes an:
edition wardenau, Conventstraße 1–3, 22089 Hamburg oder per E-Mail an: info@wardenau.de.
Das Einsenddatum entscheidet, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Einsendeschluss ist der 10. Juni 2014

1. Preis: Der prächtige Bildband von Ralf Wiechmann und Joist Grolle
»Geprägte Geschichte – Hamburger Medaillen des 17. und 18. Jahrhunderts«
2. Preis und 3. Preis jeweils ein Buch von Susen Savignano und Claudia Timmann
»Backbuch aus der Alten Vierländer Bäckerei«



MARIA BEIG

RABENKRÄCHZEN

Bach und Weg

Maränn saß auf dem Graswagen. Pferd und Ochse zogen ihn, und es war ein schönes, heimeliges Geräusch, als sie über die Holperbrücke fuhren. Die Bachbäs (Bäs = Tante) hatte zum Vormittagsvesper gerufen, zu dem sie noch Zundenessen sagte. Sie hatte einen Schwarzbrotfladen gebacken, dem Schwarzbrot voraus. Es gefiel Maränn in der alten Heimat. Deshalb hatte sie es noch einmal am Bach probiert. Dann wurde sie wieder gefragt, wie einstmals vom Großvater, warum sie denn nicht dort geblieben war. Diesmal konnte sie nicht mehr sagen, sie habe Heim-



weh gehabt. Das Gegenteil war der Fall. Als sie in die Stadt geheiratet hatte, bald nach Elis, die in ihrer zweiten Ehe mehr Glück gehabt hatte, war ihr Heimweh nach dem Bach groß geworden. Der Gette (Patenonkel) aber war altmodisch und starrsinnig. Nicht die kleinste Neuerung wollte er mitmachen, so wenig wie die Bachbäs. Maränn musste auch im zweiten Jahr noch Schweinefleisch, das nach dem Schlachten verschenkt wird, an den Hang tragen, obwohl sie im Vorjahr schon deswegen verspottet worden war. Schon damals hatte sie der Bachbäs erklärt: oben habe man jetzt Gefrierfächer, und das Hin- und Hertragen von Fleischstücken sei

sinnlos geworden. »So haben wir es aber immer gemacht«, sagte darauf die Bachbäs nur. Außerdem saß in jeder Ecke des Bachhauses ein Geist; der strahlte Ehelosigkeit aus, und Maränn fing an sich zu fürchten vor ihm.

Doch sie und die Schwestern fühlten sich weiterhin für diesen Haushalt verantwortlich. Als die Bachbäs anfang zu kränkeln, brachten sie sogar den Frieden ihres eigenen Haushalts manchmal in Gefahr. Der Gette hatte die Mädchen vom Hanghof immer lieber gemocht als die Buben. Er sagte manches: wenn die Mutter nicht so komisch geworden wäre, wenn der Vater das Leben gehabt hätte, wenn Theres den Verstand hätte walten lassen, wenn der Vetter nicht nur den Blödsinn hätte triumphieren lassen ... Ja, wenn nur er selbst in der Verwandtschaft einmal etwas zu sagen gehabt hätte! »Aber der Bachhof soll eure Heimat bleiben, und dir, Maränn, soll das Bachhaus einmal gehören!«

Als die Bachbäs starb, tat sich der Gette schwer mit seinem rückständigen Bauernwesen. Er freute sich noch auf seine alten Tage, wenn seine Felder von Viktor miteinbezogen würden in den allgemeinen Fortschritt. Auch der Traum der alten Bauern, ein Haus bei der Kirche zu haben, erfüllte sich.

Als die Schwestern später auf das Versprochene pochten, drohte ein Geschwisterstreit. Es fielen Worte, die es ihnen unmöglich



machten, an Gettes Totenfest teilzunehmen. Sie hatten sich ungeschickterweise in diesen letzten Zipfel Heimat verbissen. Sie träumten vom Heimatgenießen und Urlaubmachen dort, die Stadtfrauen und die, die kein echtes Zuhause hatten. Die Stadtbuben sollten Wasserräder und Lagerfeuer machen und ihre Mütter Blumensträuße vom Garten mitnehmen. Nur vom Dreieck am Bach träumten sie und vom Haus, und Maränn träumte sogar wach, denn sie konnte nicht mehr schlafen, so sehr war sie damit beschäftigt.

Doch dann fielen eben diese bösen Worte vom Hofzerreißen. Sogar mit Landwirtschaftsamt und Landschaftsschutz wurde gedroht. Maränn behielt einen Tick davon. Wenn sie morgens beim Zeitunglesen ein Wort sah, das mit Landwirtschaft zu tun hatte wie »Flurbereinigung« oder gar »Grüner Plan«, stieg ihr die Schamröte ins Gesicht, und zitternd stellte sie die Kaffeetasse auf solche Artikel.

Als nach vielen Monaten die Sehnsucht nach dem Bach übermächtig wurde und sie hinfuhr, erschrak sie. Zuerst meinte sie, sie hätte sich verfahren. Wie auf einem Tablett lag das Bachhaus da. Es sah zwar eher schöner aus, und Handwerker gingen ein und aus. Daran aber lag die Veränderung nicht; die Öde kam vom Bach her. Die Bäume waren weg, die großen Erlen, Eschen und Birken, die am jenseitigen Ufer des kleinen Baches gestanden hatten. Sie ging näher. Der Bach war vollständig anders; sein Bett lag tief, man sah das Wasser kaum fließen. Die Ufer waren steil, mit Brennesseln und hässlichem Gestrüpp bewachsen. Sie hatte im Sinn, eine Weile hinzusitzen und ins Wasser zu sehen, aber dieser Bach verlockte nicht mehr dazu.

Außerdem konnte man nicht mehr auf der Bank sitzen, denn auch der Schuppen war nicht mehr da. Seine Bretterwände waren zwar schon vor Jahren schwarzgrau und morsch gewesen, aber er hatte eben dazugehört. Man hatte an ihm die Linien der verschiedenen Hochwasser gesehen. An beiden Seiten des Schuppens waren Holderbüsche gestanden, und es hatte ausgesehen, als hielten sie den Altersschwachen aufrecht. Auf der dem Haus zugewandten Seite war der Schuppen teils offen gewesen. Hier wurden Ackergeräte, Stroh und Reisigbüschel aufbewahrt. Dahinein hatten die Hühner verbotenerweise Eier gelegt, und manchmal fand eine Henne ein so feines Versteck, dass sie dort heimlich eine Riesenschar Küken ausbrüten konnte. Jede gerade amtierende Bachbäs freute sich darüber. An der rückwärtigen, der dem Bach zugewandten Seite, war die Bank, und das war das Beste am Schuppen. Es hätten sechs Personen leicht dort sitzen können, doch es war eine Bank, auf der man gern allein saß. Man konnte da in der heißesten Mittagszeit sitzen, denn die Bäume vom jenseitigen Ufer warfen ihre Schatten an die warme Holzwand. Man konnte zwischen den Stämmen hindurch über die große Wiese bis an den Waldrand schauen. Das tat man aber weniger, man schaute lieber den Wassern der beiden Bäche zu. Jeder Bachbewohner hat damit viele Stunden verbracht, und jeder Wasserschauer hat dabei für den kleineren der Bäche Partei ergriffen. Sein Wasser sah





man kommen, das des großen dagegen kam von hinten. Dieses war zudem trüb, manchmal gelbbraun. Der Fluss hatte überhaupt viele Eigenschaften, die ihn weniger beliebt machten. Bevor Regen kam, stank er. Man sah nie seinen Grund, und man wusste nicht, wie tief er war. Das verlieh ihm Heimtückisches, und es fiel niemand ein, in ihm zu baden. Bei Hochwasser sah man gelegentlich tote Tiere in ihm schwimmen. Die vorletzte Bachfrau hatte sogar einmal eine menschliche Leiche vorübertreiben sehen, das machte ihn obendrein unheimlich. Ebenso abstoßend war, dass weit und breit keine Brücke über ihn führte und er sogar das nahe Gegenüber zur Fremde machte. Der kleine Bach dagegen war liebenswert. Sein Wasser war klar und blauschwarz, jeden Stein sah man auf dem Grund. Da er ziemlich nahe dem Gebirge entsprang und unterwegs von frischen Bächlein gespeist wurde, war das Wasser kalt. Im Hochsommer stellte man die Abendmilch zur Kühlung hinein. Auf der Bank sitzend sah man das schöne Wasser daherspringen. Es hüpfte schnell und lustig, als könne es nicht mehr länger warten, um ins große zu kommen. Aber dann erschrak es arg und wollte wieder zurück. Das gelang ihm ein Stück weit, doch das neu ankommende Wasser bedrängte es sehr; es wich an die Ufer aus, drängte sich weit unter die Erlenwurzeln oder bohrte sich tief in den Grund. Dann wurde es schließlich doch mitgerissen, und man konnte es nur bedauern. Der große Bach tat unbeteiligt; er veränderte weder Farbe noch

Höhe. Hochnäsiger und geschwollen wies er das klare Wasser ab. Daher konnte man sich auch darüber freuen, dass es diesem trotzdem immer und immer gelang, hineinzuschlüpfen, um in den großen See zu kommen. Oder man konnte einfach den Strudeln zusehen. Manchmal sah man auch Forellen in den Gumpen stehen, oder man hörte eben nur dem Rauschen der beiden Bäche zu. Maränns Blick wollte dann den Weg weitergehen, da erschrak sie zum zweiten Mal. Der Weg war verschwunden! Von der neuen Brücke, die ein hohes Betongeländer hatte, ging ein kerzengerades Teersträßchen weg. Vordem war der Weg von der Holzbrücke aus ein weites Stück am Bach entlanggelaufen, dann abgebogen durch den Wald und oberhalb diesem zwischen Äckern und Wiesen weitergegangen, durch Moor und Wäldchen am Weiher vorbei zum heimatlichen Hof. Was war dies für ein Weg gewesen, wie es nirgends einen solchen mehr gab! Er hatte nur den Namen »der Weg« gehabt und war einer für barfüßige Kinder gewesen, denn kein Stein lag auf ihm. Es war auch ein Weg zum Stelzen, Reifeln, Wettlaufen, Purzelbäumschlagen und Radfahrenlernen gewesen, denn nie war man hart auf ihm gefallen. Er war mit einem steppenhaften Gras bewachsen, das nie gemäht wurde, und darum weich wie ein Polster war. Die Pferde und Ochsen waren gern auf ihm gegangen, das hatte man gesehen. Als dann die Traktoren anfangen über ihn herzufallen, nahm er es übel und bekam etliche häßliche Narben. Früher hatte man jedes Jahr genau den Stand der ersten Schlüsselblumen am Wegrand gewusst und den der Narzissen und Vergissmeinnicht. Wo der Weg am Weiher vorbeilief, wuchsen Schwertlilien und tief-





blauer Sumpfenzian. Jedes Jahr erschrak man aufs neue über ihre Schönheit und Größe, genau wie man jedesmal über den Fischreihher erschrak, der sich erst vom Strauch abhob, sobald man ihm ganz nahe kam. Wo der Weg durch das Moor lief, sah man damals verschiedenartige Knabenkräuter, und im Wald, dem Bach zu, war am Rand des Weges der Standort seltener Orchideen. Matthias, der ein großer Pflanzenfreund war, wusste alle ihre Namen. Die Kinder gingen den Weg, jedes tausende Mal, bis an sein Ende zu den Verwandten, bis zum Bach, um zu baden, bis in den Wald wegen der Beeren, Eicheln und Haselnüsse, bis in die Wiesen wegen der Blumen, vor allem bis zum Weiher oder nur ein Stückchen weit, um zu spielen. Nur zweimal hätte sich beinahe etwas Arges am Weg ereignet. Einige der Kinder hatten gerade einen Frosch bemitleidet. Der Fischreihher musste ihn schlimm zugerichtet haben! Dann plötzlich war Janna nicht mehr da gewesen. Aber schon war Fränze, bevor die anderen begriffen hatten, ins Wasser gesprungen und kam eine Weile später mit Janna heraus. Die tat gar nichts mehr. Schreiend schleppten die Kinder sie den Weg hinauf. Zum Glück hatte der Halbstudierte seine Aufgaben beendet und wollte sich am Wasser erholen. Er hatte schon etwas gelernt über die Rettung Ertrunkener. Zuletzt japste Janna doch wieder. Die Eltern hatten diese Geschichte nicht wichtig genommen, denn dass die Siebenzahl der Mädchen erhalten bleibe, war für sie selbstverständlich. Ein andermal war der Vater zwei volle Stunden den Weg auf und ab gegangen und hatte dabei die Namen zweier Vermisster gerufen. Die alte Bachbäs hatte zu lange geschwätzt und wollte heimbegleitet werden. Als die bei-

den Kinder auf ihrem Rückweg aus dem Wald kamen, war der Nebel so dicht, dass der Weg sich ihnen entzog. Jede Richtung, die sie einschlugen, endete falsch, und als sie endlich Vaters Stimme hörten und das Licht seiner Laterne sahen, verehrten sie ihn, weil er sicherer war als der Weg. Man konnte den Weg sonst gut bei Nacht gehen. Bei Mondlicht war er dunkel und in der Dunkelheit schien er hell. Aber nur die großen Kinder waren dort nachts gegangen; Elis ist ihn gegangen mit Heinrich, Matthias mit Oliva, am häufigsten Fränze mit Guido und vielleicht ein paarmal Janna und Andres. Im Winter ging niemand diesen Weg. Er wurde nicht vom Schnee geräumt. Wenn an Weihnachten der Gette das Christkindle brachte, kam er von vorn, von der Straße her. Weil er von der Straße her kam, hatte die Spielzeugsbahn, die er mitbrachte, etwas von der großen weiten Welt an sich, obwohl sie in der Stube nur im Kreis herum fuhr. Zum Neujahrwünschen hatten die Kinder ebenfalls den weiten Umweg an den Bach gemacht. Ihre Wünsche für Gesundheit, langes Leben und ewige Seligkeit hatten ein ganz anderes Gewicht, als wenn sie nur den Weg daher gekommen wären. Und eben dieser einmal so selbstverständliche Weg war nicht mehr da. Jetzt erstreckten sich die vielen Baumreihen da, wo er gewesen war, bis dicht an den Bach. Seine Randpflanzen hatten sich anscheinend dagegen gewehrt. Sie waren mit einem scharfen Mittel vertilgt, es sah strohig und hässlich aus. Dort, wo der Weg einst den





anmutigen Knick gemacht hatte, lag eine riesige, meterlange, weiße Plastikwurst. Das sah noch hässlicher aus. Was stand Maränn denn so lange und trauerte um einen veränderten Bach und verlorenen Weg? Vielleicht würden Viktors Kinder bald um das Teersträßchen trauern, das vom Bach bis zum Berg durch die Anlagen führt. Man sagt, hier ungefähr solle einmal die große Autostraße durchgehen.

In der darauffolgenden Nacht hatte Maränn einen wüsten Traum. Am Bach sitzend sah sie, wie eine große, weiße Raupe vom großen Bach an das Ufer des kleinen gespült wurde. Die Raupe wuchs schnell zu Riesengröße, machte nach Raupenart einen Buckel und setzte mit dem Hinterteil voraus über den Bach. Sie wunderte sich, woher sie so sicher wusste, dass dies das Hinterteil war, und suchte zu lange nach einem diesbezüglichen Zeichen an dem hässlichen Tier. Erst als sie sah, dass Hinten doch Vorne ist, wollte sie laufen, denn es raulte auf sie los. Doch sie kam nicht von der Stelle. Zitternd und

schweißgebadet wachte sie auf und beschloss, um ihrer Seelenruhe willen, nie mehr an den Bach zu gehen.

Als der Gette seinen neunzigsten Geburtstag hatte, kamen die Schwestern früh, gleich nach dem Mittagessen. Alle sagten ihm, wie gut er aussehe und dass er leicht hundert Jahre alt werden könne. Der Gette freute sich sehr. Zuerst konnte er kaum sprechen vor Rührung, er musste sogar Trä-

nen wischen. Die alten Mädchen hatten manches mitgebracht. Sie wussten gut, was der Gette mochte. Bei den Zigarren sagte Pauline, er dürfe nicht mehr rauchen. Doch der Gette roch daran und holte sich hastig eine heraus. Bei den Weinflaschen hieß es, er solle keinen Wein mehr trinken, höchstens mal ein Schlückchen Weißwein. Sie hatten aber Roten gebracht, weil sie seine Vorliebe für diesen kannten. Dazu kamen noch fünf Kuchen und eine Menge Kaffeepäckchen, denn alle hatten früher mit dem Gette bei Kaffee und Kuchen gesessen. Nun, Süßes schmeckte ihm nicht mehr so, und Kaffee tat ihm auch nicht mehr gut. »Aber davon werde ich trotzdem essen«, sagte er und zeigte auf die Torte, die Janna auf das Tischchen gestellt hatte. Pauline schenkte dem Besuch Likör ein. Es hätte Eierlikör sein sollen, war aber Vanillepudding, der ein bißchen nach Schnaps roch, und weil es keine Löffel dazu gab, blieben die geblühten Gläschen halbvoll stehen. Zum Glück hatte der Gette wenigstens seine Zigarre ange-

steckt. Ja, er kannte seine Nichten noch gut und fragte nach ihrem Leben. Aber zum Unglück kam schon nach einer Stunde der Gemeindediener mit Glückwunsch und einer Flasche Wein vom Rathaus. Ob er ein Gläschen trinke? Nein, so früh nicht, und wenn, dann einen Schluck Rotwein. Pauline öffnete die Flasche, die Senz gebracht hatte. Sie hatte den teu-





ersten gekauft. Der Gemeindediener bekam einen Humpen voll, da war die Flasche schon bedenklich leer.



Der Mann war zugleich der Gemeindegewitzter und begann sofort von der neuesten Rathaussensation zu reden. Aber den alten Gette konnte das nicht interessieren, und von den Schwestern wusste nur Janna, um was es da ging. Der Gette wurde unruhig und zeigte auf die Nichtenschar. »Alle sind gekommen, sogar Zita«, sagte er stolz. Der Mann schaute aber nur Janna an und plapperte weiter. Dann kam eine Nachbarin, um zu gratulieren. Der Gette wurde noch unruhiger, und als gleich darauf eine Frau aus dem Dörfchen kam, mit der die Schwestern aufgewachsen waren, wurde er aufgeregt. Die Frau brachte einen Blumenstrauß aus ihrem Garten. Pauline tat, als ob sie noch nie Blumen gesehen hätte. Als die Besucherin den Rest Rotwein im Glas hatte, schaute sie die Nichten feindselig an und sagte: »Die andern kommen auch bald.« Der Gette forderte die Schwestern nicht auf, länger zu bleiben, er weinte aber wieder, als er sie vor die Tür begleitete. Maränn musste sich sehr zusammennehmen beim Abschied.

Als sie alle vor den Autos standen, lud Janna zum Kaffee ein. Den mussten sie bei ihr ohne Gebäck trinken, und sie sagte: »Hätte ich doch die Torte dabehalten!« »Jetzt wird Ageth Kaffee machen.« »Die heißt doch Pauline.« Alle mussten lachen. »Warst du wieder einmal am Bach?« »Nein, schon jahrelang

nicht mehr.« »Da solltest du einmal hingehen. Da macht man jetzt Ferien auf dem Bauernhof.« »Das ist doch kein Bauernhof mehr.« »Dann sind es eben Ferienwohnungen.

Eine nette Frau nahm mich mit hinein und zeigte mir alles. Es sind vier wunderschöne Wohnungen, mit Dusche und Küche. Die Frau ist aus Aalen und sagte, sie sei schon das dritte Mal da. Wo der Schuppen war, ist eine Liegewiese und Schaukeln für die Kinder. Das verstehen sie; es ist alles schön angelegt mit Wagenrädern und Blumen. Das musst du dir einmal ansehen!« »Nein, das will ich nicht sehen.«



MARIA BEIG

wurde 1920 in eine kinderreiche oberschwäbische Bauernfamilie hineingeboren. Nach der Ausbildung zur Hauswirtschaftslehrerin war sie im Schuldienst tätig. Sie

heiratete und zog nach Friedrichshafen. Nach ihrer vorzeitigen Pensionierung veröffentlichte sie mit überaus großem Erfolg ihre ersten Romane, »Rabenkrähen« (1982) und »Hochzeitslose« (1983). Für ihr Werk erhielt sie den Alemannischen Literaturpreis, die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg, den Literaturpreis der Stadt Stuttgart sowie den Johann-Peter-Hebel-Preis.

Das Gesamtwerk von Maria Beig erschien im Frühjahr 2010 in fünf Bänden bei Klöpfer & Meyer.

- »Man möchte dieser Erzählerin einfach immer weiter zuhören. Diese Stimme lässt niemanden kalt.«
- »Was die schwäbische Autorin in den letzten drei Jahrzehnten als spätes Lebenswerk geschaffen hat, setzt ganzen Generationen dieser Region ein Denkmal.«



Als das Buch noch als Bildungs- und Unterhaltungsgut geschätzt wurde: Da die erste Bücherhalle an den Kohlhöfen (u. r.) den Bedarf schon bald nicht mehr decken konnte, wurden immer mehr Zweigstellen in der Stadt eingerichtet. Besonders repräsentativ und Zeichen der Bedeutung, die man der Institution beimaß: die Bücherhalle in der Mönckebergstraße (Mitte l.). Aber auch die nach dem Krieg neu erbauten Bibliotheken (o. l. und u. l.) erfreuten sich regen Zuspruchs.



»Die Bücherhalle ist unser populärstes Bildungsinstitut.
Sie erreicht breite Kreise der Bevölkerung«

Hamburger Nachrichten vom 24. Mai 1921

»Besser das Volk sitzt über einem guten Buch zu Haus, als daß es im Kino die freie Zeit totschlägt«

DIE HAMBURGER ÖFFENTLICHEN BÜCHERHALLEN SIND SEIT 1899 UNVERZICHTBAR



In Zeiten, da auf Smartphones und Tablets nur noch »geklickt« und »gewischt« wird, lohnt es sich, an eine Institution zu erinnern, bei der ganz klassisch-analog ursprünglich nur »geblättert« wurde: die Hamburger Öffentlichen Bücherhallen, kurz HÖB genannt. Es waren engagierte Bürger, die im Herbst 1899 die erste öffentliche Bibliothek ins Leben riefen. Unter dem

Dach der Patriotischen Gesellschaft bekam Hamburg damit eine Bildungseinrichtung, die dem ständig wachsenden Informationsbedürfnis im 20. Jahrhundert Rechnung tragen konnte. Denn während das Lesen bis Mitte des 18. Jahrhunderts nur den Gelehrten vorbehalten war, entwickelte es sich infolge der Aufklärung zu einer allgemeinen Kulturtechnik des Bürgertums. Das Bedürfnis nach Lektüre war groß. Zugleich war die Frage, wie man auch bildungsferneren Schichten den Zugang zum Buch ermöglichen konnte. So kam man 1909 und 1912 beispielsweise in Barmbek und in Hammerbrook auf die glorreiche Idee, eine



Zweigstelle der öffentlichen Bücherei im Gebäude der dortigen Badeanstalt einzurichten.

Nur wenige wissen, dass der tempelähnliche Bau am Mönckebergbrunnen, 1914 von Fritz Schumacher als »Volkslesehalle« entworfen, ursprünglich eine Bibliothek beherbergte. Das waren noch Zeiten, als man die Hamburger flächendeckend zum Lesen animieren wollte, anstatt ihnen an jeder Straßenecke ein Café vor die Nase zu setzen, in dem sie dann beim Latte Macchiato in der

»Gala« blättern können ... Wie auch immer: Allen Unkenrufen zum Trotz ist die permanent unterfinanzierte HÖB, deren Zentrale sich am Hühnerposten beim Hauptbahnhof befindet, aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken. Und sie ist modern: Internet-Stationen, kostenloser WLAN-Zugang und Datenbankrecherche sind Selbstverständlichkeiten. Insgesamt bietet die HÖB 1,7 Millionen Medien in 28 Sprachen, darunter 1,2 Millionen Bücher, 70.000 Noten, 5000 Spiele, über 100.000 DVDs, Blu-Ray-Discs und Videos und, und, und. Knapp 5 Millionen Besucher leihen jährlich mehr als 14 Millionen Medien aus. Tolle Zahlen einer echten Erfolgsgeschichte – die hoffentlich auch im digitalen Zeitalter noch viele Fortsetzungen findet. [SK]



HAMBURGER KOSTBARKEITEN



➤ Während die Hammerprägung zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch recht unpräzise war, gelang es erst mit der technischen Innovation des Keilwerks und danach der Spindelpresse, auch größere Medaillen mit gleichmäßigem Relief zu prägen. Im Bild oben: Unter- und Oberstempel für die Prägung mit der Spindelpresse von 1781. Im Bild unten: der goldene Bankportugaleser auf die vier Bankstädte Hamburg, Venedig, Amsterdam und Nürnberg, geschaffen 1689 vom angesehenen Medailleur Johann Reteke d. J.





HAMBURG MUSEUM MÜNZKABINETT

► Sie brauchen keine Großleinwände oder Mega-Events? Sie schauen lieber genau hin, anstatt sich von lauten Performances und optischem Budezauber einlullen zu lassen? Dann sind Sie im Museum für Hamburgische Geschichte genau richtig: Im dortigen Münzkabinett, dessen Sammlung aus etwa 50.000 Objekten besteht, können Sie sich von prachtvollen Medaillen und Münzen faszinieren lassen. Viele Hamburger Prägungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind nicht nur Ausdruck großer handwerklicher Kunstfertigkeit, sondern immer auch besondere Abbilder der turbulenten Stadtgeschichte. So entstand zum Beispiel die links groß dargestellte silberne Merkur-Medaille von 1636 aus Anlass der Bestätigung des kaiserlichen Elbprivilegs für Hamburg. Medailleur war Sebastian Dadler, der als Initiator und wichtigster Vertreter der barocken Medaille gilt. Der soeben erschienene Bild- und Textband »Geprägte Geschichte«, herausgegeben von Ralf Wiechmann und Joist Grolle, gibt einen umfassenden Überblick über diese kleinen, oft übersehenen Kostbarkeiten der Stadt. [SK]

MARÜNDE

BILDER AUS DER HEIMAT

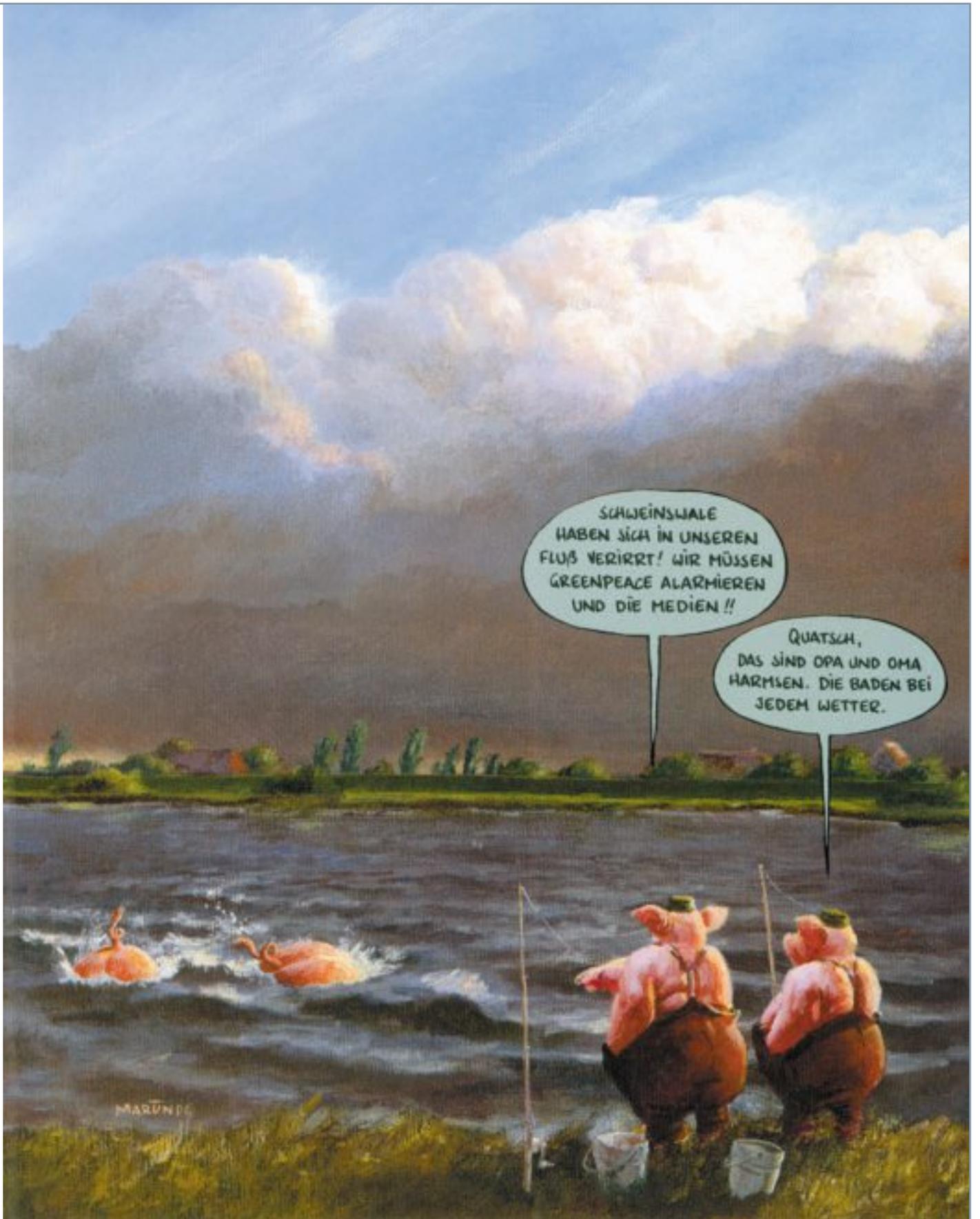


»Im Grunde meines Herzens bin ich Heimatmaler. Meine Heimat ist die norddeutsche Provinz zwischen Dänemark und dem Wendland.«



Wolf-Rüdiger Marunde, Multitalent mit einem Faible fürs Landleben: Der Zeichner, Illustrator und Cartoonist Marunde, Jahrgang 1954, lebt im Landkreis Lüchow-Dannenberg und ist vor allem für seine sauguten Schweinchen-Cartoons berühmt. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Kalender, Plakate und Postkarten haben seit über 30 Jahren eine wachsende Fangemeinde. Seine Cartoons im »stern«, in der »Brigitte« und in der HÖRZU sind längst Klassiker. Auch zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland zeugen von seinem Renommee.

Wir freuen uns, Ihnen in der Reihe »Bilder aus der Heimat« die besten Illustrationen zeigen zu können. Die älteren Leser werden sich sicherlich schmunzelnd erinnern, die Jüngeren werden staunen über die altmeisterliche Art der Darstellung und den zeitlos tierischen Humor Marundes.





Im Radio wurde 1963/64 im Rahmen einer neuen Sendung namens »**Internationale Hitparade**« öfters der Musiktitel »**I want to hold your hand**« von den Beatles gespielt. Der Erfolg war groß, umgehend gab es diese Single auch in einer deutschen Version: »**Komm gib mir Deine Hand**« und auf der Rückseite »**Sie liebt Dich**«. Sehr oft hörte man die Meinung der Eltern und überhaupt der Erwachsenen: **Das ist doch keine Musik! Wer will denn so ein Geschrei hören? Die sind doch nächstes Jahr wieder unmodern.** »**Mach das Radio nicht so laut**«, war eine ernste Warnung vor der Gefahr, dass mit dieser Musik weder Staat noch Kultur zu machen sei. **Willy Schneider** besang den »**Vater Rhein**« und **Ralf Bendix**, **Lys Assia** oder **Conny Froboess** gaben den Ton an. Die Beatles wurden **Musiklegenden** und **Paul McCartney** einer der erfolgreichsten Popmusiker aller Zeiten. Der »**Blaue Bock**« hingegen, eine sehr beliebte TV-Unterhaltungssendung mit Schlager, Operette und Humor, hat den Äppelwoi 1987 bereits endgültig ausgetrunken. Beides ist schon so lange her! Oder nicht? In der nächsten Ausgabe gehen wir dieser Frage nach, wobei es natürlich nicht nur um die seichte Muse geht, sondern z. B. auch um die Frage, wann Sie das letzte Mal eine Lohntüte erhalten haben. Es wird ein großer Spaß!

die **neue**
ausgabe
erscheint im
oktober
2014

PFLEGEN & WOHNEN ALSTERBERG Maienweg 145 | 22297 Hamburg | Telefon 20 22-39 00

PFLEGEN & WOHNEN ALTONA Thadenstraße 118 a | 22767 Hamburg | Telefon 20 22-20 24

PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN August-Krogmann-Straße 100 | 22159 Hamburg | Telefon 20 22-22 14

PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU Finkenau 11 | 22081 Hamburg | Telefon 20 22-34 45

PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD An der Rennkoppel 1 | 21075 Hamburg | Telefon 20 22-40 40

PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF (und ÖJENDORF) Elfsaal 20 | Deelwischredder 37 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-48 34

PFLEGEN & WOHNEN HORN Bauerberg 10 | 22111 Hamburg | Telefon 20 22-46 31

PFLEGEN & WOHNEN HUSARENDEKMAL Am Husarendenkmal 16 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-47 25

PFLEGEN & WOHNEN LUTHERPARK Holstenkamp 119 | 22525 Hamburg | Telefon 20 22-28 16

PFLEGEN & WOHNEN MOOSBERG Moosberg 3 | 21033 Hamburg | Telefon 20 22-27 52

PFLEGEN & WOHNEN UHLENHORST Heinrich-Hertz-Straße 90 | 22085 Hamburg | Telefon 20 22-43 05

PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG Hermann-Westphal-Straße 9 | 21107 Hamburg | Telefon 20 22-42 35

Bildnachweis

Archiv PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG (16);
Archiv edition wartenau (66); Ulrike Sparr (10);
Ellen B. Becker (14); Peter Albers (8);
Edel Bichel-Böhme (2); Wolf Rüdiger Marunde (1);
Kirstin Tomforde (1).
Titelmotive fotolia.de (1); Archiv edition wartenau (2).
Aus dem Buch »Geprägte Geschichte – Hamburger
Medaillen des 17. und 18. Jahrhunderts« (10).
Aus dem Buch »Hamburgs Bücherhallen –
Eine Jahrhundertgeschichte« (9).
Aus dem Buch »Hermann Haase –
Maler und Dokumentar der Vierlande« (8).
Illustration im Bilderrätsel Heike Kreye

IMPRESSUM

Herausgeber: PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG GmbH,
Finkenau 11, 22081 Hamburg, Telefon 040 / 20 22-31 68,
Fax 040 / 20 22-35 50 (pflegeinfo@pflegenundwohnen.de)
Verlag: edition wartenau GmbH, Conventstraße 1–3, 22089 Hamburg,
Tel. 040/251 46 51 und 040/25 49 15 03, Fax 040/251 46 56
ulrike.sparr@wartenau.de | peter.albers@wartenau.de
Objektleitung: Peter Albers | edition wartenau
Idee, Konzeption, Gestaltung und Produktion: Peter Albers, Hamburg
Redaktion (ViSdP): Peter Albers [PA], Susanne Kranz [SK], Ulrike Sparr [US]
Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Johannes F. Kamm (johannes.kamm@pflegenundwohnen.de)
Heidrun Urmann (heidrun.urmann@pflegenundwohnen.de)
Luisa Nabel, Praktikantin (Text/Bild Pottkieker)
Satzherstellung: edition wartenau | DZA Druckerei zu Altenburg GmbH
Druck und Bindung: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg
Printed in Germany

Copyright © 2014 by edition wartenau

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos.



HEIMAT IST KEIN ORT, HEIMAT IST EIN GEFÜHL.

HERBERT GRÖNEMEYER

ERFOLGREICHSTER DEUTSCHER MUSIKER,
SCHAUSPIELER UND SÄNGER:

»BOCHUM, ICH KOMM AUS DIR...«

